

22. III. 1931

# Frankreich wollte die belgische Neutralität brechen.

1937 Telegramm des Neuen Wiener Abendblatts. Veröffentlichtung sensationeller Kriegsschulddokumente.

Paris, 21. März. Die bekannte Zeitschrift „L'Europe Nouvelle“ veröffentlicht im Auftrage des Ministeriums des Äußern Auszüge aus dem fünften Bande der französischen Kriegsschuldokumente, der in den nächsten Tagen der Öffentlichkeit übergeben werden soll. Der Auszug umfaßt die Zeit vom 8. Februar bis 10. Mai 1912. Obwohl bei der Bearbeitung des Aktenmaterials eine sorgfältige Zensur geübt wurde, enthält es noch immer sensationelle Einzelheiten über die diplomatische Tätigkeit des damaligen Ministerpräsidenten und Außenministers Poincaré. Zum erstenmal wird durch französische Schriftstücke einwandfrei nachgewiesen, daß Frankreich nicht nur einen Verteidigungskrieg, sondern einen Aggressionskrieg gegen Deutschland unter Verletzung der belgischen Neutralität durch einen Durchmarsch französischer Truppen durch Belgien in der Richtung auf Aachen vorgezogen hat.

Es handelt sich hierbei um einen Brief, den Poincaré an den Botschafter in London Cambon am 28. März gerichtet hat. In einem weiteren Briefe vom 3. April 1912 teilt Cambon dem Geschäftsträger in London mit, daß Poincaré jede Aussicht auf Einigung, die damals noch bestand, beseitigt auf sehen will. Er wurde in seinem Bestreben durch den britischen Botschafter in Paris Sir Francis Bertie und den Unterstaatssekretär im Londoner Auswärtigen Amt Sir Arthur Nicolson bekräftigt, der sich nicht scheute, hinter dem Rücken des Staatssekretärs Sir Edward Grey die Bemühungen der englischen Regierung zu durchkreuzen.

Sehr interessant ist auch der diplomatische Briefwechsel zwischen Poincaré und seinem Botschafter in Petersburg Louis. Im Anschluß daran wird ein Brief des französischen Militärattachés in Berlin Oberst Belle an den Kriegsminister Millerand veröffentlicht, in dem es heißt, daß die Deutschen in ihrer Gesamtheit die Aufrichtesterhaltung des Friedens wünschen, der die fabelhafte Entwicklung des Wohlstandes gefördert habe.

TAGESPOST (Graz)

Nr.:

TAG: 10.5.1931

## Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914-1918.

Herausgegeben vom österreichischen Bundesministerium für Heerwesen und vom Kriegsarchiv. Wien 1930. Verlag der Militärwissenschaftlichen Mitteilungen. Zweiter Band. Zweite Doppellieferung. 143 Seiten, 18 Beilagen, 4 Skizzen.

Die erste Doppellieferung des zweiten Bandes hatte die Darstellung der Geschehnisse bis zum Fall von Przemyśl zum Inhalt. Die Depesche Falkenhayns vom 22. März beantwortete der österreichisch-ungarische Generalstabschef mit folgenden Worten: „Der Fall Przemyßls, so tief er mich berührt, ändert nichts an meiner Überzeugung und dem festen Willen der I. u. I. Armee, komme, was da wolle, in Treue mit dem deutschen Heere durchzuhalten bis zum Ende.“

Die Russen planten nach der Einnahme der Festung durch die Gewinnung des Bahnknotenpunktes Homonna der Karpathenverteidigung des Gegners einen tödlichen Stoß zu versetzen. Iwanow gruppierte dementsprechend seine Truppenmassen. Conrad hatte schon in seiner Depesche an Falkenhayn vom 14. März angekündigt, daß er die Offensive über die Karpathen und in Ostgalizien unbedingt weiterführen wolle. Falkenhayn hingegen trat mit anderen Plänen hervor. Er schlug am 22. März vor, in den Karpathen sich defensiv zu verhalten, dafür aber einen überraschenden Schlag gegen Serbien zu führen. Conrad hielt hierzu acht

bis zehn deutsche Divisionen für notwendig. Bevor jedoch dieser Gedankenaustausch noch beendet war, hatten sich die Russen mit voller Wucht auf die dritte und bald darauf auch auf zweite Armee geworfen. Die Angriffe verstärkten sich immer mehr, ein Ansturm folgte dem anderen, unaufhörlich hämmerten sie auf die beiden Armeen, die in schweren Abwehrkämpfen standen. Die Bedrängnis wuchs zusehends. Da wurde in der Krisenzeit, Ende März, das deutsche Beskidenkorps gebildet, Pfanzner-Baltin verstärkte seine Ostgruppe und Pilsinger unterbreitete Vorschläge zur Wendung der Lage, die jedoch nicht zur Ausführung gelangen konnten.

Vom 1. bis 6. April fand die Osterschlacht in den Karpathen statt, die den Rückzug der zweiten Armee zur Folge hatte, wobei sich verschiedene Weiterungen ergaben. Während im Ansturm gegen die dritte Armee es deren Westflügel glückte, die Zerreißung der Front zu vereiteln, gestaltete sich die Situation am Ostflügel den 2. April, Karfreitag, besonders kritisch. Da traf der Führer des Beskidenkorps, General der Kavallerie von der Marwitz, beim zehnten Korpskommando ein, der vom General der Infanterie Boroewic angewiesen worden war, den Gegenangriff einheitlich zu leiten. Dieser Vorstoß endete am Ostermontag mit dem Sieg der Verbündeten. Das Ergebnis der Osterschlacht war, daß den Russen die Einfallspforte nach Ungarn beiderseits der Latorcza endgültig verriegelt wurde. Doch dauerten die Kämpfe in den Bergen noch weiter fort. Die Russen bemühten sich,

in das Ungtal einzudringen; Böhm-Ermolli mußte gegen eine ansehnliche Übermacht ringen: den 55.000 Feuergewehren seiner Armee standen rund 70.000 russische gegenüber. Trotzdem waren seine Abwehrkämpfe von günstigem Erfolg begleitet; die deutsche Südararmee stürmte den Zwinin, um den sie acht Wochen gerungen hatte, doch konnte Einzingens Absicht, das Korps Bothmer in nordwestlicher Richtung vorstoßen zu lassen, nicht ausgeführt werden, weil die Hauptkraft der 38. Honved-Infanterie-Division von den Russen aus ihrer Stellung geworfen wurde.

In der zweiten Aprilhälfte flauten die Karpathenkämpfe ab. Die Operationen der Südararmee hatten ihren Zweck vollständig erfüllt. Im Karpathenwinter, in der härtesten Zeit des Jahres, während Berg und Tal in Eis erstarrte, hatte sich eine der denkwürdigsten Phasen des großen Ringens 1914—1918 abgepielt. „Mit dem Falle Przemyßls war das Geschick der Conrad'schen Offensive entschieden; sie war nicht geglückt. Aber auch dem großen Russenangriff ward das gleiche Schicksal zuteil. Entgegen den Wünschen der Stawka, die eine Umfassung des gegnerischen Ostflügels vorgezogen hätte, versuchte es Iwanow mit einem Durchbruch gegen Eperies und Homonna. Aber was den österreichisch-ungarischen Divisionen nicht vergönnt war und auch den deutschen nicht, blieb auch den heranbrausenden Russenmassen versagt; ihre Angriffe erschöpften sich, ohne durchzudringen.“

Der weitere Abschnitt der Doppellieferung „Vom Zwei- zum Dreifrontenkrieg“ stammt aus der Feder des Direktors des Kriegsarchivs Hofrat Blaise-Horstenau, mit eingestreuten Beiträgen über die italienische Front vom Oberstaatsarchivar Oberst a. D. Rieszling und über den Balkan vom Oberleutnant Mühlhofer.

Mit der Durchführung der Abwehrmaßnahmen gegen Italien wurde General der Kavallerie Franz Rohr betraut, dem vorerst nur eine sehr bunte und unorganisierte Truppenmacht unterstellt werden konnte. Sie wies in den zehn Monaten ihres Bestandes eine sehr wechselnde Stärke aus, die sich von 30 Bataillonen auf 53½ erhob und dann wieder auf 36 senkte; doch war sie Ende April mit 96 Geschützen ausgerüstet. Bei den Besprechungen, die am 20. Februar 1915 in Teschen stattgefunden hatten, waren Bethmann-Hollweg und Falkenhayn eifrig auf Burian und Conrad eingedrungen, den Italienern als Preis das Trentino anzubieten. Der österreichisch-ungarische Minister des Außern mußte sich, durch den Kronrat vom 8. März gezwungen, zu diesem Anbot herbeilassen. Sonnino antwortete jedoch am 10. April mit solchen Gegenforderungen, daß kein Zweifel mehr über die Absichten der Italiener bestehen konnte. Tatsächlich schlossen sie bald darauf, am 26. April, das Londoner Abkommen mit den Ententemächten. Deshalb erwog Conrad den Gedanken, die Gruppe Rohr durch sieben Divisionen zu verstärken und drei nach Siebenbürgen zu werfen, während der deutsche Ver-

bündete diesen Ausfall an den anderen Fronten erlegen sollte. Falkenhayn hielt jedoch den Zeitpunkt hierzu für noch nicht gekommen.

Schon am 7. April hatte der österreichisch-ungarische Generalstabschef einen neuen Vorschlag zur Niederringung der Russen bei der deutschen obersten Heeresleitung eingebracht. Die Berichte über den Zustand der österreichisch-ungarischen Karpathenfront und die Vorschläge des Generalmajors Cramon brachten den deutschen Chef des Generalstabes dahin, die bedrückende Lage durch einen entschlossenen Angriff aus Westgalizien zu überwinden. So kam es zur Offensive von Gorlice. Schon am 21. April langten die ersten Truppen Macdensens in Westgalizien ein. Er selbst nahm in Reusandez Quartier. Vom 2. bis 5. Mai erfolgte der Vorstoß an die Wisloka und der Sturm auf den Pustkiberg. Am Abend des 4. Mai hing wohl die Nordflanke der Verbündeten noch zurück, auch hatte die elfte Armee das ihr gesteckte Ziel wegen des heftigen russischen Widerstandes nicht erreichen können; der Südflügel Macdensens war aber schon tief in die russischen Linien eingedrungen. Dieser Vormarsch Macdensens rief nun auch die gesamte I. u. L. dritte Armee auf den Plan. Die Russen weichen vor dem 14. Korps, Tarnow wird eingenommen, es beginnt das Kesseltreiben bei Dukla, die 48. Russendivision wird zersprengt. Am 7. und 8. Mai wurde der Angriff über den Wisloka fortgeführt, am Nordflügel der elften Armee faßte die durch die 19. Infanteriedivision verstärkte Garde am Ostufer des Flusses

festen Fuß, das Beskidenkorps drang zum Teil unter heftigen Kämpfen in die Gegend südlich von Szczawne vor, von der Armeegruppe Pflanzler-Balkin wurde die Russenfront in den Waldkarpathen aufgelockert und nach den Schlachten bei Sanok und Rzeszów und dem mißglückten Gegenangriff des 21. russischen Korps von General Dimitriew und Dragmitow, dem Stabschef Iwanows, der Rückzug an den San beschlossen.

Inzwischen aber hatte die österreichisch-ungarische Heeresleitung die Nachricht von der Kündigung des Dreibundes seitens Italiens erhalten. Am 7. Mai abends traten in Teschen Baron Burian, der deutsche Reichskanzler, die beiden Generalstabschefs und die Ministerpräsidenten Tisza und Stürgkh zu einer Beratung zusammen, welche politisch das Ergebnis hatte, daß Deutschland seinen Willen bekanntgab, auch im Fall eines Krieges mit Italien den österreichisch-ungarischen Bundesgenossen bedingungslos zu unterstützen. Der Eintritt Italiens in den Krieg war für die letzte Maiwoche zu erwarten.

Die Nachrichten aus dem Süden dämpften die Freude über die errungenen Siege; dazu kam, daß zwischen dem 9. und 12. Juni ein russischer Gegenstoß am Dnjepr die Front Pflanzler-Balkin bei Czernelica zum Weichen brachte und Teile der siebenten Armee sich hinter die gefestigte Pruth-Linie zurückziehen mußten.

Dr. H. M. M.

15. Mai 1931

## Dna.

Von Oberst Alfred v. Dragoni.

So wie Oberst. Major Frh. v. Pitreich in seinem „Demberg 1914“ im Zentrum der Begebenheiten stand, so tritt er auch nunmehr in „Dna“<sup>(1)</sup> sogar als Oberbefehlshaber der die Schlacht durchkämpfenden Korps I. v. Benigni auf. Es sei gleich vorgreifend gesagt. Die Broschüre kann allgemein, ganz im speziellen aber allen, die damals den siebentägigen Feuerbrand an der bessarabischen Grenze miterlebten, angelegentlich empfohlen werden. Es werden deren viele, viele Tausende auch nur im heutigen kleinen Oesterreich sein, speziell auch von meiner Waffe. Haben doch die 3., 8. KD. und 5. H.D. — namentlich die Regimenter der zwei Heeresdivisionen — dort furchtbar harten Blutzoll entrichtet. In der Geschichte der Wiener Kavalleriedivision steht die Schlacht ehrenvoll an der Spitze ihrer Tätigkeit im Weltkrieg.

Die Darstellung greift auf die Winterituation 1915/16 des Korps zurück und zeigt anschaulich, wie unter dem Drucke der immer deutlicher sich markierenden russischen Angriffs-vorbereitungen die später tatsächlich angegriffene Ostfront sich allmählich u. m. und teilweise ver bildete. Die siegreiche „Neujahrsschlacht“ bei Narance im südlich anschließenden XI. Korpsabschnitte hatte, so glänzend sie auch verlief, in ihren Folgeerscheinungen doch eher nachteilig gewirkt; — die „Fuchslöcher“ sind eine Nachgeburt der Neujahrsschlacht und die Devise „die erste Stellung stark besetzen, Reserven möglichst nahe heran“ auch. Es wurde gegraben und nur gegraben, ein Befestigungssystem jagte das andere, und darüber haben Truppe und Führung auf die ehernen Gesetze des Kampfes vergessen. Mir ist der Eindruck unvergänglich, denn das Eindringen der Brigade Kubint der eben durch die Narance-Schlacht berühmt gewordenen „Folks-Honveddivision“ (40., FML. Paul Frh. v. Nagy) in die Front — sie übernahm acht Tage vor der Schlacht je ein Frontstück der 3. KD. und 42. H.D. — hervorrief. Es waren prächtige Regimenter, von stolzer Zuversicht getragen, und gerade sie und ihre Führer drängten mit Behemung nach vorne, wollten alles in der ersten Stellung einsetzen, fanden diese zu wenig ausgebaut und mit zu wenig Fuchslöcher versehen. Und wieder gerade diese ausgezeichnete Truppe sollte am ersten Schlachttage geradezu verschlungen werden. Oberst Pitreich weist nach, daß die beste Lösung der Ostfrontfrage des Korps infolge der eigentümlichen, damals im 7. Armeebereich bestehenden Verhältnisse auf halbem Wege stehen blieb. Er ist der Ueberzeugung, daß, wenn die bis Ostern 1916 übermäßig lang gewesene Front der 42. H.D. im Norden — „Samuzynschlinge“ — durch einen dort neu zu bildenden Divisionsabschnitt ebenso gekürzt und gestützt worden wäre wie am rechten Flügel — „Vergstellung“, später „Kavalleriestützpunkt“ genannt — durch die 3. KD., die „Domobranzen“ sich als „unüberwindlich“ erwiesen hätten. In Wirklichkeit wurde dann im letzten Momente ein —

sehen hat, dem ist dies fürs Leben unvergänglich geblieben. Die Batterien trafen keine Schuld. Speziell am rechten Flügel hat die Artillerie in den späteren Schlachttagen, verstärkt durch die von der Nordfront herangeeilten sechs reitenden Batterien (Wiener und Budapest-Honved-Reitende Divisionen) hervorragend gewirkt.

Die Broschüre bringt alle diese Momente plastisch zur Darstellung. Die ganze Schlacht ist geschichtsgruppenweise Tag für Tag durchgearbeitet. Es wird in der Deutlichkeit der Führung betreffs Dna der Vorwurf gemacht, die Schlacht nicht operativ geleitet zu haben. Wenn schon der Einbruch erfolgt war, dann hätte bei den doch zahlreich herankommenden Reserven und Verstärkungen ein großer, planmäßiger Gegenangriff organisiert werden sollen. Nun: Gerade operativ hat das Korpskommando gar sehr gearbeitet, indem es trotz anfänglicher Abweisung durch das Armeekommando auf Zurücknahme der ganzen Nordfront (51. J.D., 5. H.D., 8. KD.) hinter den Dniester bestand, um sich für die erschütterte Ostfront Reserven zu schaffen. Freilich mußten in diesem Momente, wo eine komplette Division (51.) einheitlich zur Verfügung gestanden wäre, Kräfte an die bedrohte nördliche Armeefront (Buczacz) abgegeben werden. An der Ostfront eine planmäßige große Gegenaktion zu schaffen, war an und für sich taktisch nicht leicht, da der Gefechtsraum durch die absolut verlässlich zu haltende Bergstellung, und den Dniester sehr eingeengt wurde. Dazu lebte man auch viel zu sehr von Tag zu Tag gewissermaßen von der Hand in den Mund, wozu die tropfenweise herankommenden Verstärkungen gerade ausreichten. Truppe und Führung waren überdies tatsächlich von dem „Die erste Linie halten“ so durchdrungen, daß während der Schlacht wirklich eine andere Idee sich schwer durchgerungen hätte. Eine „Zugreifdivision“ im Sinne späterer Abwehrschlachtregeln hat es bei Dna während der ganzen Schlacht nicht gegeben. Pitreich bringt dies alles trefflich zum Ausdruck. Er nimmt dabei Bezug auch auf eine (auch mir bekannte) sehr gründliche Studie des Obersten Alfons Bernhardt, die sich aber mehr mit dem nördlichen Flügel (Samuzyn, später Dna) der 42. Division befaßt. Hier wurden im Verlaufe der Schlacht auch die Truppen der 8. KD. — Bernhardt war dort Major — eingesetzt. Das sich hier im Schlachverlauf bildende Sammelsurium von Truppenteilen aus fünf Divisionen ist ein Fingerzeig dafür, wie recht Oberst Pitreich mit seiner leider nicht zur Durchführung gekommenen Absicht hatte, hier vor der Schlacht einen neuen Divisionsabschnitt zu schaffen. Und gerade an dieser Stelle sollte dann am letzten Schlachttage das Verhängnis hereinbrechen. Es ist von Interesse, daß ganz dieselben Verhältnisse bei den Fronttruppen, die im Juni 1916 zum Einsturz unserer Front bei Dna und Luck führten, von Hindenburg-Lubendorff bei Uebernahme der OHL im Westen (September) vorgefunden wurden. Die Gegenmaßnahmen haben dann in der Folge in der „Abwehrschlacht“ ihren Niederschlag gefunden.

Die Schlacht bei Dna sollte nach dem russischen Angriffsplan mit Durchbruch unmittelbar nördlich der Bergstellung eingeleitet und sodann durch Zertrümmerung dieser (3. KD.) wie Abdrängen der übrigen Korpsfront an den Dniester entschieden werden. Der Durchbruch gelang. Als aber alle Versuche der folgenden Tage scheiterten, die Bergstellung (3. KD. mit unterstellter Bgde. Budiner-J. 16 und 53) zu bezwingen, die durch die Jägerbrigade Oberst. Br. Teller

recht künstlicher — neuer Divisionsabschnitt zwischen 3. KD. und 42. H.D. (30. J.D. mit der fremden Honvedbrigade in Front, ihre eigene Jägerbrigade in Reserve) gebildet. Durch diesen letzten Einschub wurde das ohnehin nicht ganz einwandfreie Artillerieproblem an der Ostfront erst recht kompliziert. Wenig Artillerie, mit wenig, qualitativ milderer Munition (sehr viele Rohrexplosiver), die Batterien zu nahe an der Front, ihre Unterstellung nicht ganz klargestellt und der ganze Feuerleitungsapparat infolge tiefgreifenden Telephonmaterialmangels nicht durchgebildet. Wer die Schlacht mitgemacht und das plötzliche, verblüffende, totale Versagen der braven Kanoniere in der kritischen Mittagszeit des 4. Juni ges

neugebildete Front einzurennen, wie den von Obst. Piniar mit seinen Ugramer Domobranzen heldenmütig verteidigten Czarny Potol endgültig zu nehmen, verlegte der Russe am letzten Schladhttag das Schwergewicht auf den nördlichen Flügel und reussierte hier, wo keine bodenständigen, eingelebten Kommandoverhältnisse bestanden. Für den letzten Tag bilden Reservenverwendung — es spielt da speziell Kaiser-Infanterie eine Rolle — Gegenstand der Erörterung, die vom Verfasser streng objektiv durchgeführt wird. Ohne hier darauf näher einzugehen, sei nur der Auffassung Ausdruck gegeben, daß dieses vorzügliche Regiment in dem nun einmal entstandenen, straffer, einheitlicher Kommandoführung entbehrenden Truppenthorwabohtu nächst Dlna die Lage vielleicht kaum gerettet hätte. So aber vermochte es der auf dem Zornisi zusammengewürfelten Rückzugsdeckung einen verlässlichen, starken Halt zu geben. Wer weiß, ob es ohne Kaiser-Infanterie dem auf dem Zornisi ausstehenden Korpskommando Benigni gelungen wäre, seine schon von Nord her umfaßten Divisionen, in die in letzter Stunde vom Armeekommando geforderte Rückzugsrichtung West zu bringen. Die 3. A. D. jedenfalls hat am 10. Juni 1916 bei diesem Befehlsempfang (etwa 1/4 Uhr nachmittags), den Russen schon links rückwärts im Vorgehen Richtung Süd sehend, stark daran gezweifelt.

Die siebentägige Schlacht bei Dlna wurde von Truppen zufällig tatsächlich aller Nationen der alten Monarchie durchgekämpft. Obst. Dr. Pitreichs ausgezeichnete Darstellung läßt klar erkennen, daß die Schuld an der Niederlage nicht die Truppe — auch nicht etwa national spezieller Teile — trifft, sondern daß sie in den nun einmal bestandenen Verhältnissen an der Front, in dem von allen Faktoren monatelang gezüchteten Stellungsbauwahn zu suchen sind.

Der rührige Verlag der „Militärwissenschaftlichen Mitteilungen“ hat mit dieser Broschüre einen guten Schritt nach vorwärts in der schon wiederholt empfohlenen Richtung getan, sich für die bei uns fehlende deutsche Schriftfolge „Schlachten des Weltkrieges“, als Ergänzung unseres, ja auch bei ihm erscheinenden offiziellen Kriegswerkes in die Presse zu stellen.

<sup>1)</sup> „Die Schlacht bei Dlna“, 4. bis 10. Juni 1916, von Oberst Max Frhrn. v. Pitreich, im Verlag der „Militärwissenschaftlichen Mitteilungen“, mit 3 Skizzen. Wien, 1. Dez. Stubenring 1. (Preis 3 S.)

TAGESPOST (Graz)

Nr.:

TAG: 11. 7. 1931

## **Österreich-Ungarischer Seekrieg 1914-1918.**

Herausgegeben vom österreichischen Kriegsarchiv (Marinearchiv). Verfaßt vom Linienschiffsleutnant a. D. Hans Sokol. Archivarische Arbeiten und Kartenentwürfe von Fregattenkapitän a. D. Theodor Braun. Amalthea-Verlag, Wien.

Von dem in vier Lieferungen erscheinenden Werk, das der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine ein letztes, hehres Denkmal setzt, indem es die Taten der Flotte im großen, vierjährigen Ringen eingehend schildert, ist nunmehr die vorletzte zur Veröffentlichung gelangt. Sie enthält die Darstellung der Geschehnisse vom März 1916 bis Mai 1917. Auch in diesem Zeitabschnitte war es der k. u. k. Flotte versagt, sich in offener Seeschlacht mit den Gegnern messen zu können, doch ist er ausgefüllt von einer reichen Zahl größerer und kleinerer Kampfhandlungen, die von Kreuzern, Torpedoeinheiten, Unterseebooten und Fliegern ausgefochten und bis zum Schluß aufs ehrenvollste bestanden wurden.

Um eine unparteiische, sachliche Geschichtsschreibung zu verbürgen, wurden von dem Verfasser nicht nur die eigenen Akten und die persönlichen Berichte der Mitkämpfer herangezogen, sondern auch die Schilderungen der damaligen Gegner und deren amtlichen Berichte benützt. Vielfache Übermacht drohte jeder Unternehmung der heimischen Kriegsmarine; dennoch vermochte der so weit überlegene Gegner es nicht, durch Bezwingung der

rot-weiß-roten Flagge die Herrschaft in der Adria zu erringen oder der Küste sich zu bemächtigen.

Während die Landarmeen in festen Stellungen erstarrten, nachdem der Bewegungskrieg in den erbitterten Kampf zweier unendlich langer, fast den ganzen Erdteil umspannender Schützengräben sich verwandelt hatte, und noch nicht zu erkennen war, wem der Sieg sich zuwenden werde, besaß die Entente zur See entschieden die Vorherrschaft; aber auch die Schlachtflotten, die sich gegenüberstanden, wagten keinen rücksichtslosen Zweikampf. Es setzte der Handelskrieg mit Unterseebooten ein, der vom Februar 1915 bis zum April 1916 seitens der Mittelmächte allerdings nur „eingeschränkt“ geführt wurde, wobei die monatliche Versenkungsziffer aber doch von 23.000 Tonnen im Februar 1915 auf 189.000 Tonnen im April 1916 stieg. Aus Rücksicht auf die Neutralen, namentlich auf Nordamerika, wurde dann vom April 1916 bis Ende Jänner 1917 der Unterseebootkrieg auch den feindlichen Handelsschiffen gegenüber nach Preisordnung geführt. Erst im Februar 1917 griff als „letzte Hoffnung der Mittelmächte auf eine baldige ehrenvolle Beendigung des Krieges“ der „eingeschränkte“ Unterseebootkrieg Platz. So wurden im Juni 1917 schon über eine Million Tonnen versenkt. Sehr interessant schildert das Buch hiebei die Verhandlungen zwischen den Mittelmächten, ihren militärischen und zivilen Stellen.

Durch den Handelskrieg mit Unterseebooten hatte die Straße von Otranto, das „Ausfallstor der Mittelmächte“, an Bedeutung gewonnen. Deshalb faßte die Entente den Plan einer „Ver-

forfung der Adria", wozu Fischdampfer und Fischernege unter dem Schutze von Kreuzern und Torpedoeinheiten verwendet wurden. Wiederholte Vorstöße der k. u. k. Torpedoeinheiten und Flottillen in die Otrantofraße, die das Werk eingehend schildert, führten die Überwachungstätigkeit der Gegner. Ihnen folgte in der Nacht vom 22. auf den 23. Dezember 1916 der Angriff der Torpedofahrzeuge „Scharfschütze“, „Rela“, „Belebit“ und „Dinara“ auf die in der Enge postierten Überwachungs-dampfer und Transportschiffe, dem mehrere Fischdampfer der Entente zum Opfer fielen, und als Höhepunkt der Unternehmungen gegen die Bewachung der Otrantofraße die Aktion vom 15. Mai 1917. In diesem Seegefechte, an dem 6. M. Schiffe „Novara“, „Saida“, „Helgoland“, „Csepel“, „Balaton“, „St. Georg“, „Budapest“ und „Warasbiner“, 10 Unterseeboote und 8 Seeflugzeuge teilnahmen, wurden auf anglo-französisch-italienischer Seite „Borea“, „Boutefeu“, 14 Fischdampfer und 1 Seeflugzeug vernichtet, „Dartmouth“, „Aquila“ und 3 Fischdampfer für längere Zeit aktionsunfähig gemacht, während auf österreichisch-ungarischer Seite nur die „Novara“ wegen ihrer Maschinenavarie für eine Woche ausfiel. Der Kommandant dieses Kreuzers, Linienkapitän von Horthy, wurde hierbei schwer verwundet.

Infolge dieses Kreuzervorstosses der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine hob die britische Admiralität vom 31. Mai an die Nachfahrten der Fischdampfer auf und zog deren Linie zurück, so daß die Unterseeboote der Mittelmächte in den

nächsten Wochen die Otrantofraße, wenigstens in der Nacht, unbewacht vorfanden und diese Enge für einige Zeit aufhörte, den Handelskrieg aus der Adria heraus zu beeinträchtigen.

Anlässlich der im Frühjahr 1916 von Südtirol aus geplanten Offensive, sollte diese durch eine größere Aktion der Flotte unterstützt werden, wogegen sich jedoch der Marinekommandant entschieden aussprach, so daß sie unterblieb. Der 15. Abschnitt des Werkes bringt die Korrespondenz zwischen dem Armeekommando und dem Flottenkommando im Wortlaut, weiter eine Schilderung der verschiedenen Angriffe auf die italienische Ostküste und des Seeminienkrieges in der Adria, während der 16. Abschnitt der schwierigen und gefährlichen Geleittätigkeit der Kriegsmarine und ihren Erfolgen, der 17. Abschnitt dem operativen U-Bootkrieg vom März 1916 bis Mai 1917, der 18. endlich dem Seeflugwesen in dieser Zeitperiode — alles unter Anführung der Namen sämtlicher Kommandanten und Stabspersonen — gewidmet ist. Nach dem Tode des Großadmirals Haus, der sich auf der Rückfahrt von den Besprechungen in Ploetz im Februar 1917 eine Lungenentzündung zugezogen hatte, wurde der Vizeadmiral Negovan Flottenkommandant, was eine durchgreifende Neubesehung der obersten Marinestellen und zahlreicher anderer Dienstposten mit sich brachte.

Nach dem Seegefecht von Otranto schien auf beiden Seiten der Wille zum Schlagen immer schwächer zu werden. Die Völker der Mittelmächte begannen Kriegsmüde zu werden. Fast alle Be-

strebungen gingen nur mehr dahin, Rohstoffgebiete zu gewinnen, die gegnerische Tonnage zu vernichten. So auch die Tätigkeit der Kriegsmarine. Daß aber alle ihre unverdrossenen Unternehmungen, die den Willen zur Tat zeigten, die Kriegslage nicht beeinflussen konnten, war nur eine Folge der Verhältnisse, die die Flotte zur Defensiv zwangen. „Die Seeschlacht wäre glorreicher, gewaltiger gewesen; die stille Pflichterfüllung war bescheidener, aber härter.“

Dr. A. M. M.

7. Aug. 1931

## Rumäniens Eintritt in den Weltkrieg.

Von Oberst Rißling.

Von all den Staaten, die am Weltkriege teilgenommen haben, läßt Rumänien wohl die größte Zurückhaltung in der Deutung seiner Archive. Weder hat es bis jetzt diplomatische Aktenstücke über die Vorgeschichte seines Kriegseintrittes veröffentlicht, noch hat der rumänische Generalstab eine authentische Darstellung der Kriegereignisse publiziert. Dem Vernehmen nach sind solche Veröffentlichungen in nächster Zukunft auch nicht zu erwarten. Bei der Durchführung der Begebenheiten des rumänischen Krieges auf der Gegenseite ist der Kriegshistoriker daher auf die von privater Seite bearbeiteten Feldzugsdarstellungen, auf die in Buntbüchern der Öffentlichkeit bereits übergebenen Berichte der von 1914 bis 1916 in Bukarest akkreditiert gemessenen Gesandten und auf die leider sehr spärliche rumänische Memoirliteratur angewiesen. Unter den letztgenannten kommen den Aufzeichnungen des Politikers Alexander Marghiloman (Note Politice 1897—1924, fünf Bände, Bukarest 1927), der während des Krieges einer der Führer der konservativen Partei war, besondere Bedeutung zu. Unter anderem entnehmen wir seinen Denkwürdigkeiten die Schilderung zweier für Rumänien entscheidender Kronratsitzungen, die beide im Monate August stattgefunden hatten.

Am 2. August 1914 hatte König Carol seine Minister in Sinaia zu einem Kronrat versammelt, um über die Haltung Rumäniens in dem eben ausgebrochenen Weltkrieg schlüssig zu werden. In französischer Sprache verlas der greise Hohenzollernfürst seine Erklärung, in der er seine Palladine anforderte, sich im Sinne des seit 30 Jahren in Geltung stehenden Bündnisvertrages für Deutschland und Oesterreich-Ungarn zu entscheiden. Dies entspräche den Zukunftsinteressen des Landes; dabei seien Ehren und Gewinn zu erwarten. Doch eifriges Schweigen war die Antwort. Zur Stellungnahme aufgefordert, vertraten die meisten der Berater des Herrschers das Verbleiben in der Neutralität. Sie begründeten dies mit der im allgemeinen gegen Oesterreich-Ungarn gerichteten Stimmung der Bevölkerung, mit der Besorgnis vor einer Gebietsvergrößerung Bulgariens in Mazedonien und schließlich mit dem Hinweis auf Italien, das den Casus foederis für nicht gegeben ansähe. Nur der alte, deutschfreundliche Politiker Carp forderte sofortigen Krieg, um den Mittelmächten beizustehen, den Slavismus zu vernichten.

Der der liberalen Partei angehörende Ministerpräsident Jonel Bratianu vertrat — sehr verwirrt — in wenig beweiskräftiger Ausführung seine Ansicht, die hinausklang auf: Rüssen, keine Neutralitätserklärung, Verteidigungsstatus an den Grenzen; während dieser Zeit Beeinflussung der öffentlichen Meinung. Hierbei unterließ er bezeichnenderweise, die Richtung dieser Beeinflussung näher zu präzisieren. Darauf wurde er von Carp heftig angegriffen, der ihn vorwarf, mit diesem Programm zwingen man den König, sein Wort zu brechen. Nun stellte sich sogar Marghiloman an die Seite Bratianus und erklärte, wenn man sich jetzt für die Mittelmächte entschliesse, würde das Volk rufen: „Das ist der Krieg des Königs!“ Schließlich wurde nach lebhafter Debatte der Antrag Bratianus mit allen gegen eine Stimme zum Beschluß erhoben. Er bildete die Richtlinie für Rumäniens Handeln während der folgenden zwei Jahre.

König Carol, eingedenk seinen Pflichten als konstitutioneller Herrscher, beugte sich dem Kronratsbeschluß. Er verhinderte noch eine absolute Neutralitätserklärung und hielt — wie er dem österreichisch-ungarischen Gesandten Graf Czernin erklärte — „an der Hoffnung fest, daß Rumänien auf diese Weise für die Zukunft freie Hand gelassen sei, und sich noch die Möglichkeit finden werde, in die Aktion zu treten“. Doch zehn Wochen später verchied der König — wohl an gebrochenem Herzen, weil er seiner Bündnispflicht nicht hatte nachkommen können.

Karols Nefte und Thronerbe Ferdinand stand ganz unter dem Einfluß des immer mächtiger werdenden Ministerpräsidenten Bratianu und seiner Gemahlin, der Königin Maria, die der englischen Linie der Koburger entstammte und von einem fanatischen Deutschenhaß bejezt war. Rumäniens Verhalten gegen die Mittelmächte wurde seit der Thronbesteigung Ferdinands nur mehr von der jeweiligen Lage auf den Kriegsschauplätzen beeinflusst. Die Erfolge der Brusilow-Offensive im Sommer 1916 führten Rumänien schließlich ins Lager der Entente. Am 18. August schloß Bratianu zu Bukarest eine Militärkonvention ab, durch die er Rumänien verpflichtete, binnen zehn Tagen gegen die Donaumonarchie loszuschlagen. Um die Regierungsmitglieder von diesem folgenschweren Schritt zu unterrichten und um ihre allerdings nur mehr formale Bedeutung besitzende Zustimmung zu erlangen, berief König Ferdinand für den 27. August einen Kronrat ein, der in dem nächst Bukarest gelegenen Schlosse zu Cotroceni stattfand. Nicht unerwähnt bleiben soll, daß tagsvorher Graf Czernin sowohl vom König wie vom Ministerpräsidenten empfangen wurde, wobei Ferdinand erklärte, er hoffe, es werde ihm möglich sein, neutral zu bleiben, aber versprechen könne er es nicht. Und Bratianu scheute sich nicht, dem Gesandten zu eröffnen, „er wolle, könne und werde neutral bleiben; der morgige Kronrat werde beweisen, daß er die Wahrheit spreche“.

Um 10 Uhr vormittags eröffnete der König den Kronrat mit der Erklärung, daß an den Sieg der Mittelmächte nicht mehr zu glauben und daher für Rumänien der Zeitpunkt, sich der Entente anzuschließen, gekommen sei. Nach reiflicher Ueberlegung und schwerem inneren Kampfe habe er sich entschlossen, der Meinung seiner Regierung beizustimmen. In der darauf folgenden Regierungserklärung begründete Bratianu den schon zehn Tage vorher vollzogenen Vertragsabschluss damit, daß trotz aller Bemühungen des Kaisers Wilhelm und des Kaisers Franz Joseph die Ungarn unter keinen Umständen auch der geringsten Verbesserung der Lage der ungarländischen Rumänen zustimmen wollten, weiters, daß nach dem Abfall Italiens vom Dreibund dieses Bündnis kaum mehr für Rumänien bindend sein könne. Doch der Appell Bratianus, die bereits getroffenen Maßnahmen einhellig gutzuheißen, hatte nicht den von ihm gewünschten Erfolg. Mehrere Kronratsmitglieder sprachen sich für das weitere Verbleiben in der Neutralität aus, wobei als Begründung hiefür unter anderem auch das mangelnde Solidaritätsempfinden der Siebenbürger Rumänen mit den Stammesgenossen im Königreich geltend gemacht wurde. Carp aber verstieg sich zum Entsetzen aller zu dem Ausrufe: „Sie fragen mich um meinen Rat, ich sage ihnen, daß Sie einen Fehler begehen. Sie bitten um meinen Beistand, ich gebe Ihnen drei meiner Söhne, aber ich wünsche gemeinsam mit Oesterreich die Niederlage der Verbündeten und der rumänischen Armee.“ Als der König ihn unzustimmen veruchte, hielt der greise Deutschenfreund dennoch seine Meinung aufrecht, so daß ihn Bratianu anherrschte: „Dann nimm deine Fuben und steck sie in die deutsche Armee!“ Der Kronrat endete schließlich mit dem Appell des Königs zur Einigkeit und Unterstützung der Regierung, doch nicht alle Anwesenden gaben diese Erklärung ab.

Für die nächsten Stunden kam solchen Erklärungen ohne dies keine Bedeutung mehr zu. Denn an den Grenzen Siebenbürgens stellten sich schon die rumänischen Truppen zum Einmarsch bereit. Als der rumänische Gesandte in Wien am 27. August um 9 Uhr abends die langatmige Kriegserklärung abgab, brachen zur selben Stunde Rumäniens Heerescharen in Ungarn ein. Für die Donaumonarchie war aus dem Drei- ein Vierfrontenkrieg entstanden.

## Österreich-Ungarns letzter Krieg 1914-1918.

Herausgegeben vom österreichischen Bundesministerium für Heerwesen und vom Kriegsarchiv. Wien 1931. Verlag der militärwissenschaftlichen Mitteilungen. Zweiter Band, 5. Lieferung, 192 Seiten Text, elf Beilagen und vier Skizzen.

Wer seinerzeit nach dem Durchbruch bei Gorlice die Siegesberichte des Armeekorps-Oberkommandos an Hand der Karte verfolgte, dem mußte der Vormarsch der verbündeten Truppen in Galizien und im Weichsellande als eine ungehemmte Verfolgung niedergekämpfter, in Auflösung begriffener russischer Armeen erscheinen, die kaum mehr imstande waren, ernstlichen Widerstand zu leisten. Tatsächlich aber bedurfte es noch übergroßer Anstrengungen und zahlreicher blutiger Opfer, bis es gelang, Lemberg wieder einzunehmen und das Schwergewicht des Ostkrieges auf russischen Boden zu verlegen. Die Russen, Meister im Rückzug, nützten jede Gelegenheit zu kräftigem Widerstand und trachteten durch heftige Gegenstöße das Vordringen des Feindes zu verhindern. Die in der zweiten Doppellieferung begonnene Darstellung dieser Kämpfe „Von Gorlice bis Lemberg“ aus der bewährten Feder des Direktors des Kriegsarchives Glaise-Horstenau findet in der nun erscheinenden fünften Lieferung des zweiten Bandes ihre Fortsetzung und ihren Abschluß

In den ersten Mattagen 1915 hatte die Offensive der Verbündeten begonnen, die wohl rasch zur Einnahme von Larnow und infolge der Schlachten von Sanok und Rzeszow, nach einem mißglückten Gegenangriff der Russen, zu deren Rückzug an den San führte; aber schon zwischen dem 9. und 12. Mai brachte ein russischer Gegenstoß am Dnjepr dort die Front der Armee Pflanzner-Baltin zum Weichen und zwang Teile dieser Armee, hinter den Pruth zurückzugehen. Zur gleichen Zeit jedoch begannen die Russen den Rückzug im Wechselgebiete, der für die Entwicklung der Lage bei der Erzherzog-Armee von entscheidendem Einfluß war; sie stieß über den Fluß vor und brachte 27.400 Gefangene und zahlreiche Kriegsbeute ein. Dieser Rückzug stellte die Heeresleitung der Verbündeten vor neue Entschlüsse; sie wurden am 12. Mai in Pleß gefaßt und führten zwischen dem 14. und 20. Mai zur Schlacht bei Jaroslau, die mit dem Vorstoß der Verbündeten über den San begann, jedoch heftige Gegenangriffe der Russen an dieser Flußlinie auslöste. Fast gleichzeitig, vom 15. bis 22. Mai, wurde die Schlacht von Opatow geschlagen, wo ebenfalls starker russischer Gegendruck rasche Erfolge verhinderte. Südlich der Heeresgruppe Madensen wehrte die Festung Przemysl mit ihrer russischen Besatzung ungehemmte Fortschritte. Wohl drangen die verbündeten Truppen mit Ungeßüm gegen sie und die übrigen Stellungen Brussilows vor; doch blieb, trotz mancher rühmenswerter, örtlicher Erfolge die erhoffte Erschütterung des Feindes an der ganzen

Angriffsfront vorerst noch aus. Auch die heftigen Kämpfe am rechten Heeresflügel, so namentlich jene bei Radworna und Kolomea, verebbten am 20. Mai durch beiderseitige Ermattung.

Inzwischen war die Kriegslage wegen der Haltung Italiens in höchste Spannung geraten. Conrad verfaßte eine Denkschrift, nach der im Falle der Kriegserklärung Italiens die Verbündeten sich Rußland gegenüber noch mindestens in den Besitz der San-Dnjestr-Linie setzen, dann aber alle entbehrlichen Kräfte nach Südwesten abrollen lassen sollten. Mit der Vortragung des Angriffes in die von Conrad angegebene Linie war Falkenhayn einverstanden; nicht so aber mit dessen Angriffsplänen im Südwesten; vorerst sollte Serbien angefallen und dadurch Bulgarien mitgerissen werden. Diese Meinungsverschiedenheit wurde erst durch eine Denkschrift des Erzherzogs Eugen gelöst, der zum Oberbefehlshaber der Streikräfte gegen Italien bestimmt war. Es wurde einvernehmlich beschlossen, vom südöstlichen Kriegsschauplatz fünf Truppeneinheiten und aus Galizien acht (letztere als 5. Armee unter Boroevic) gegen Italien bereitzustellen und das deutsche Alpenkorps nach Südtirol zu entsenden. Erzherzog Eugen behielt das Kommando an der Balkanfront neben jenem gegen Italien, während dem G. d. R. Dankl alle Truppen in Tirol, dem G. d. R. Rohr jene an der Kärntnerfront und dem G. d. J. Boroevic jene zur Verteidigung des Küstenlandes unterstellt wurden.

Der zwischen Italien und den Ententemächten abgeschlossene Vertrag verpflichtete Italien,

spätestens am 26. Mai loszuschlagen, während die Ententemächte es übernommen hatten, bei einem früheren Angriff der Mittelmächte durch einen Vorstoß in die ungarische Ebene Italien Hilfe zu bringen; Serbien sollte gleichfalls die Offensive ergreifen und den Angriff vorzugsweise gegen Nordwesten führen. Die Serben wagten es aber nicht, die Save und die Drina zu überschreiten. So blieb die italienische-russische Militärkonvention vom 16. Mai ein „Stück Papier“, zumal die Italiener, wie General Danilow klagt, „nicht einmal den Isonzo zu übersehen vermochten“ und „die sich an der galizischen Front entwickelnden Verhältnisse nicht dazu angetan waren, Rumänien gerade jetzt aktiv hervortreten zu sehen“. Diese Verhältnisse veranlaßten vielmehr den General Iwanow am 20. Mai infolge der Schlacht von Jaroslau den Befehl zur Räumung von Przemysl zu geben. Wohl wurde dieser Befehl dann wieder revoziert und die Stawka ordnete an, einen weiteren Durchbruch Madensens gegen Lemberg mit zusammengefaßter Kraft aufzufangen, während Brusilow plante, aus der Festung heraus einen Flanken- und Rückenstoß gegen die Verbündeten durchzuführen; doch verhinderte das ungestüme Vordringen Madensens die Bereitstellung der dazu nötigen russischen Kräfte. Vom 24. Mai bis 4. Juni tobte die Schlacht bei Przemysl, die mit den Kämpfen bei Husalow begann. Ihnen folgte der Vorstoß in den Rücken der Sanseste, Radymno wurde erobert. Allerdings wurden die Fortschritte der Verbündeten durch den Rückschlag bei Sieniawa und Iwanows Gegen-

angriffe gegen die 11. und die 4. Armee — die bei der vierten Armee eine schwere Krise hervorriefen — dann wieder zeitweise gehemmt; doch hatte unterdessen auch die südöstlich von Przemysl angelegte Front der Verbündeten in schwerem Ringen sich immer mehr an die Festung herangeschoben. Den Bayern gelang es am 2. Juni, einige Werke zu besetzen, worauf zwischen 3 und 4 Uhr früh des denkwürdigen 3. Juni preußische Garde in die Stadt selbst eindrang, deren Boden als erster General der Führer der österreichischen Reiterei — G. M. v. Berndt, Kommandant der 4. Kavallerie-Truppeneinheit — betrat, nachdem die Feste 73 Tage in russischem Besitz gewesen war.

Run rief die Heeresleitung ihre Armeen zu neuen Taten auf: Strypa wurde eingenommen und trotz der vorübergehenden Erfolge der Russen, die den Pruth überschritten und die 36. Truppeneinheit durchbrachen, der Vorstoß gegen Lemberg angelegt. Zwischen dem 5. und 15. Juni erfolgte die Verdrängung der Russen vom südlichen Dnjestrufer, Ralusz und Stanislaw wurden eingenommen. Aber noch immer hielt der Russe stand. Seine Gegenangriffe bei Mikolajow und Zurawno lösten manche Krise aus; der Angriff Bothmes bei Zybarzow rannte sich an der Bahn fest, der Vorstoß Pflanzers an den Dnjestr hatte einen abermaligen Rückschlag bei der Gruppe Szurman zur Folge. Erst nach der Durchbruchschlacht bei Mosciska und Lubaczow (12. bis 15. Juni) und nach jener bei Grodet und Magierow (16. bis

19. Juni) konnte, nachdem auch die Wereszyalintie bezwungen war, Brusilow sich zum Rückzug auf den Lemberger Gürtel verstehen; und erst als er auch Zolkiew und Kulkow preisgegeben mußte, räumten die Russen die Hauptstadt Galiziens. Am 22. Juni zog G. d. R. Böhm-Ermolli mit seinem Stab in Lemberg ein. Conrad wurde zum Generaloberst, Madensens zum Generalfeldmarschall ernannt.

Der zweite Hauptabschnitt der fünften Dieferung bringt die Schilderung der „Einleitungskämpfe an der Südwestfront“ vom Oberstaatsarchivar Oberst a. D. Kiszling. Die am 23. Mai 1915 ergangene Kriegserklärung Italiens verkündete der greise Kaiser seinen Völkern mit den Worten: „Der König von Italien hat Mir den Krieg erklärt. Ein Treubruch, dergleichen die Geschichte nicht kennt, ist von dem Königreich Italien an seinen beiden Verbündeten begangen worden. Nach einem Bündnis von 30jähriger Dauer, während dessen es seinen Territorialbesitz mehren und sich zu ungeahnter Blüte entfalten konnte, hat uns Italien in der Stunde der Gefahr verlassen und ist mit fliegenden Fahnen in das Lager unserer Feinde übergegangen — — —“ Vier Armeen wurden gegen das Habsburgerreich aufgestellt: Die 1. Armee unter G. M. Brusati vom Stilfserjoch bis zum Cismontal, die 4. Armee unter G. M. Rava zwischen dem Cismontal und dem Monte Peralba mit der kärntnerischen Gruppe des G. M. Lequio zwischen Monte Peralba und Monte Maggiore,

Nr.:

TAG:

die 2. Armee unter Glt. Frugoni zwischen Monte Maggioro und der Straße Cormons—Görz, die 3. Armee endlich unter Glt. Duca di Aosta zwischen der genannten Straße und dem Meere. Drei Korps standen als Reserve an den Salausgängen Tirols. Die 2., 3. und 4. Armee sollten überraschend in Osterreich eindringen, die 1. Armee sich defensiv verhalten. Cadorna befahl seinen Armeen „Eifer, Offensivgeist und Gewinnung der moralischen Überlegenheit über den Feind“. Nirgends aber traten diese Eigenschaften vorerst in Erscheinung. In Tirol kam es nur vor Lavarone zu Zusammenstößen; der italienische Angriff brach am 30. Mai im Feuer der Tiroler Landstürmer und Stand-schützen zusammen. Auch in den Dolomiten ver-harrte der Italiener in unverständlicher Untätig-keit. Nur die Karnische Gruppe trat am 24. Mai mit ihren 31 Baonen vorsichtig die Vorbewegung an, mit der Absicht ins Gail- und Drautal zu ge-langen. Die Alpini bemächtigten sich einiger Grenzhöhen zwischen Lahnerjoch und Findenigkofel, wurden aber durch einen schneidigen Gegenstoß vom Lahnerjoch wieder ins Tal geworfen und sie ver-mochten nicht, die Stellungen der Verteidiger zu durchbrechen. Kritischer gestaltete sich die Lage im Blödengebiet. Aber auch hier wurden sie nach dem Eintreffen der 17. Infanterietruppendivision durch einen Gegenschlag der 59. Gebirgsbrigade vom Freikofel, vom Kleinen und vom Großen Pal wieder vertrieben. Nur der Promos blieb in ihrem Besiz. Erbitterte Kämpfe spielten sich im Rungebiet

ab, wo es den Italienern gelang, sich der Bergspitze zu bemächtigen, während die Verteidiger östlich des Klidens Arn-Brlic eine feste Stellung be-zogen. Im Küstenland endlich überschritten die Italiener die Reichsgrenze am 24. Mai und ge-langten am folgenden Tage zum bis zum Sponzo. Dort aber wurde ihrem weiteren Vordringen Halt geboten. Vom 2. bis 4. Juni kam es zu heftigem Ringen zwischen Arn und Tolmein, doch fielen bald beide Gegner wieder in die Defensiv zurück, und vom 5. bis 22. Juni fanden die ersten Gefechte zwischen Plava und dem Meere statt. Diese Ein-leitungskämpfe brachten den Italienern einen Ver-lust von 11.000 Mann, darunter 450 Offizieren; sie sollten als „Vorbereitung des ersten Angriffes auf die Sponzofront“ dienen; denn da der „erste Offensivstoß mit Aberrumpelung des Gegners“ mißlungen war, wollte Cadorna nunmehr „plan-mäßig“ vorgehen. „Doch fühlten sich die Ver-teidiger trotz ihrer Schwäche an Zahl und Rüstung dem kriegsummerfahrenen Feind an Kampftüchtigkeit und soldatischer Moral unbedingt überlegen. So harrten denn Offiziere und Mann hinter Stein-blöden und in Karstlöchern in stummer und stolzer Entschlossenheit des ersten großen Sturmes, der vom 23. Juni an — wie später noch zehnmal mit wachsender Gewalt — über diese Felswüsten und Berge und Wälder hinwegfegen sollte.“

Dr. A. M. M.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 341

TAG: 11.12.1931, 1

## Das Gesicht eines neuen Krieges.

Eine interessante internationale Untersuchung.

Von Dr. Kurt Trampler.

Wie würde ein neuer Krieg aussehen? Im Rahmen der Ahnung eines in seinem Umfang nicht meßbaren Verhängnisses stellt sich Europa übereinstimmend die Frage nach der Möglichkeit und dem Charakter eines neuen Krieges. Die Untersuchung, die die Interparlamentarische Union unter dem Titel „Wie würde ein neuer Krieg aussehen?“ (Drell Fühlfi Verlag, Zürich-Leipzig) soeben der Weltöffentlichkeit vorlegt, ist ein bedeutender Schritt auf dem Weg zur Wahrheit über dieses bewegende Problem. Diese internationale Organisation hat hervorragenden militärischen und politischen Sachverständigen ganz nüchterne Fragen zur Beantwortung vorgelegt und ihre Stellungnahme ungeschminkt abgedruckt. Generale, Chemiker, Völkerrechtler, Politiker — Männer aus allen Lebenssphären und allen Völkern legen ohne überflüssiges Pathos nüchtern ihre Ansicht dar.

In einem neuen Krieg wird die Unterscheidung von Front, Etappe und Heimat verschwinden, das Gewicht der Entscheidung wird sich auf die kriegsorganisierte Gesamtnation verschieben. Träger der eigentlichen Kriegshandlungen werden relativ kleine, erstklassig ausgebildete und technisch vollkommen ausgerüstete Armeen sein. Wesentlich mehr als früher wird aber die Kampfhandlung von der sorgfältigen materialtechnischen Vorbereitung und dem wohlfunktionierenden Materialeratz abhängen. Defensivkriege an den Grenzen wird es nicht mehr geben, da die vergrößerte Tiefenwirkung der neuen Waffen jede Verteidigung der Heimat ausschließt, wenn nicht sofort das Land des Gegners besetzt oder bis zur Kampfunfähigkeit durch Fernwirkung zerstört wird.

Bei der Auseinandersetzung zwischen ebenbürtigen Gegnern besteht die Veränderung des Kampfes zwischen den Bodentruppen vor allem in einer außerordentlichen Beschleunigung des Tempos (Motorisierung der Armeen) und in einer Unmöglichkeit des Stellungskrieges (Wertlosigkeit der Wehrbauten gegen chemische Waffen). Von Grund auf neu ist aber die vollkommene Raumerfüllung der kämpfenden Staaten durch Kriegshandlungen. Die Verlegung entscheidender Kämpfe in den dreidimensionalen Luftraum macht schlechthin das ganze Staatsgebiet zum Kriegsgebiet. Sei es um den Materialnachschub der Truppen zu verhindern, sei es — was wahrscheinlicher ist — um die Zivilbevölkerung des Gegners zu zermürben, jeder Krieg wird in hohem Grad ein Luftkrieg gegen die Lebenszentren des Gegners sein.

In seinem meisterhaft gestalteten Beitrag über „Die Entwicklungstendenzen des Krieges“ stellt der deutsche General von Mehsch nach vorsichtigen Schätzungen fest, daß die Luftangriffsmöglichkeiten sich seit dem Weltkrieg um ein Vielfaches vergrößert haben. Es gibt heute (Mostau vielleicht ausgenommen!) keine europäische Großstadt, die nicht mühelos durch starke Bombengeschwader vom Nachbarstaat aus erreicht werden könnte. Zwar ist auch der Luftschutz ausgebildet. Doch haben fast alle großen Manöver ergeben, daß auch die erfolgreichste Luftabwehr kaum in der Lage sein dürfte, das Vernichtungswert gegnerischer Luftflotten zu verhindern. Brisanzbomben und Brandbomben werden Industriewerke, Verkehrseinrichtungen und Wohnstätten des feindlichen Volkes zerstören, Gasbomben furchtbare Verluste an Menschenleben und vor allem Panikstimmungen herbeiführen. Das vom Wetter abhängige Gas beurteilen dabei die Fachleute noch als weniger gefährlich als Brisanz- und vor allem Brandbomben. Eine Brand-

bombe wiegt nur 1 Kilogramm. Ein einziges Flugzeug kann also unschwer 1000 und mehr solcher Bomben mit sich führen. Tausende Brände können in wenigen Stunden gestiftet werden, und zwar mit Bomben, deren Brandwirkung durch Wasser nur begünstigt wird. Tausenden von zunächst unlöschbaren Bränden wird auch die beste Feuerwehr machtlos gegenüberstehen, wenn ihr Eingreifen noch durch die Kombination des Angriffs mit Brisanz- und Gasbomben behindert wird. Auf die Zermürbung und Demoralisation der Zivilbevölkerung legt die Luftstrategie den größten Wert. Der Geschwaderkommandant der britischen Luftstreitkräfte, Edmonds, sagt darüber: „Die zivilisierten Nationen werden durch die drei gleichen Phasen gehen wie der halbzivilisierte Stamm: Furcht, Gleichgültigkeit, Zermürbung. In der Folge letzten Endes Unterwerfung unter unseren Willen. Unser Ziel ist, die Moral des Feindes zu zerstören — man muß ihn fühlen lassen, daß das Leben so unerträglich wird, daß er es vorzieht, Frieden nach unseren Bedingungen zu schließen.“ In einem neuen Kriege wird das Paradoxon wirklich werden, daß die kämpfenden Armeen den größten Grad von Sicherheit genießen. Jedenfalls einen weit aus größeren als alle größeren geschlossenen Siedlungen. Je dichter die Besiedlung eines Landes ist, desto tödlicher ist seine Verwundbarkeit. Die Kultur der Waldkarpathen wird, wie A. Haushofer vor einiger Zeit schrieb, aus einem neuen Kriege vielleicht unversehrt hervorgehen. Was wir unter abendländischer Kultur verstehen, wird ein Trümmerhaufen sein. Vor allem Deutschland. Denn Deutschland fehlt alles, was überhaupt an militärischen Schutzmitteln die Katastrophe abschwächen kann und Deutschland als wehrpolitisches Vakuum ist zwangsläufig der Kriegsschauplatz der mobilen Armeen.

Aus der Kulturentwicklung der Jahrtausende läßt sich eine Entwicklungslinie konstruieren, die auf eine Vergrößerung der friedensgesicherten Räume mit der Tragweite der Waffen hinweist. Vom Kampf des Einzelnen gegen den Einzelnen führt der Weg zum Kampf zwischen Dorf und Dorf, zwischen Stadt und Stadt, zwischen kleinen und kleinen Ländern, um beim Krieg zwischen Kontinenten zu enden. In Räumen, die bei kriegerischen Zusammenstößen die Gefahr der gegenseitigen Totalvernichtung erkennen, griff oft schon der dadurch erzwungene

Friedenswille Platz. Dem logischen Denken müßte offenbar werden, daß heute Europa in dieser Lage ist, daß die Reichweite der Waffen auf dem europäischen Raum entweder zur Selbstvernichtung Europas oder zur Selbstvernichtung des Krieges führen muß. Diese Überzeugung ist aber noch nicht allgemein. Aus der Tatsache, daß ein Raum für bewaffnete Auseinandersetzungen zu klein geworden ist, wird eine menschliche Gemeinschaft nur dann die

logischen Folgerungen ziehen und ziehen können, wenn eine Friedensordnung verwirklicht wird, die es ermöglicht, ohne Gewaltausbruch berechnete Unzufriedenheiten zu beseitigen. Eine solche Friedensordnung fehlt heute. Waffen sind von ihrem Verwendungszweck nicht zu trennen. Solange das Gefühl der Unsicherheit und der Bedrohung vorherrscht, wird kein Staat sie ablegen. Aufgabe auf der Abrüstungskonferenz ist es, auf diese Zusammenhänge hinzuweisen.

## Nochmals die Marnesch'acht.

Der englische Brigadegeneral Spears, Verbindungsoffizier bei der französischen 5. Armee zu Beginn des Krieges 1914, bespricht anlässlich der Wiederkehr des Jahrestages der Marneschlacht im September 1914 im „Daily Telegraph“ die Einzelheiten des Reisens des Entschlusses zur Schlacht bis zur Ausgabe der Dispositionen für dieselbe.

Am Abend des 4. September saß Joffre beim Diner im französischen Hauptquartier, in dem aus dem 18. Jahrhundert stammenden Schloß „La Jardy“. Die Konversation bei Tisch war noch stiller als gewöhnlich; außer den nächsten Mitarbeitern des Oberkommandanten waren einige fremde Offiziere zur Tafel geladen worden, welche nur gebrochen französisch sprachen. General Joffre, im allgemeinen sehr schweigsam, hätte übrigens bei bestem Willen kein Gespräch mit seinen Nachbarn führen können, denn es waren Japaner, die vom Augenblick ihres Eintrittes sich nur verbeugt und gelächelt, aber kein Wort gesprochen hatten. Joffre aß mit gewohntem Appetit; es gab eine seiner bretonischen Lieblingspeisen. Bei Tisch waren noch der Chef des Stabes, General Belin, der Sous-chef General Berthelot, die beiden Flügeladjutanten Müller und Galbert, und Major Clive, der britische Verbindungsoffizier. Es schlug eben 8 Uhr, als ein staubbedeckter Offizier — Major Maurin — den Speisesaal betrat. Er kam von Bray-sur-Seine, wo General d'Esperey am Vorabend das Kommando der 5. franz. Armee übernommen und eben eine Aussprache mit dem Sous-chef des britischen Generalstabes, Sir Henry Wilson, gehabt hatte. Maurin meldete: „General Franchet d'Esperey läßt gehoriamt melden, daß die Engländer bereit sind, sich der Offensive anzuschließen.“ Joffre erhob beide Hände und rief aus: „Nous allons donc pouvoir marcher!“ Maurin übergab Joffre zwei Meldungen — Antworten auf die in den ersten Nachmittagstunden des 4. September ergangene Anfrage an die 5. Armee: „Können Sie am 5. oder 6. angreifen?“ Joffre las die Meldungen und reichte sie stumm General Belin, der sie wieder ebenso stumm seinem Sous-chef weitergab. Alle drei Männer blickten sich verständnisvoll an. Berthelot erhob sich, winkte einem Generalstabsoffizier und verließ mit ihm den Saal. Major Maurin blickte vergebens nach den Köstlichkeiten der Tafel — Joffre war von seinen Gedanken derart in Anspruch genommen, daß er den erschöpften Ordonanzoffizier nicht zum Platznehmen aufforderte. Bald nachher begab sich Joffre und Belin in die Operationsabteilung, wo die folgenschweren Entscheidungen fielen.

Zwölf Tage waren seit dem Beginn des Rückzuges der Franzosen und Engländer verfloßen. General Joffre hatte eine Wiederaufnahme der Offensive aus der Linie der Seine in Aussicht genommen — hierbei sollte die 6. Armee und der mobile Teil der Garnison von Paris in der Richtung auf Meaux in die Klänke der Deutschen stoßen. Die Durchführbarkeit dieses Manövers hing von der Lage der 5. Armee ab, die seit der Schlacht am 29. August in schwerer Gefahr war; diese mußte erst in Sicherheit sein. Am 3. September erst kam die 5. Armee südlich der Marne etwas zur Ruhe. Die Nachrichten mehrten sich, daß die deutsche Flügelarmee v. Kluck seit dem 31. August sich immer deutlicher südostwärts wende und hiedurch ihre Klänke der 6. Armee und gegen Paris preisgab. Die Deutschen waren sich ihres Irrtums offenbar nicht bewußt — es galt, diesen Vorteil auszunützen. In der Nacht des 3. September befahl Joffre dem Gouverneur von Paris, General Gallieni, einen Teil der 6. Armee ostwärts zur Bedrohung der rechten Klänke der Deutschen in Bewegung zu setzen. Er wandte sich gleichzeitig um Unterstützung der Aktion an die Engländer.

Um 9 Uhr vormittags des 4. September wies Gallieni die 6. Armee, General Maunourh, an, für einen Generalangriff am 5. September bereit zu sein. Es ergaben sich Meinungsverschiedenheiten, ob der Anmarsch nördlich oder südlich der Marne zu führen sei — Joffre entschied sich schließlich für das Südufer. Gallieni und Maunourh begaben sich um 1 Uhr 30 Minuten mittags des 4. September persönlich in das britische Hauptquartier, um die Mitwirkung der Engländer zu erreichen.

Unterdessen hatte mittags General Joffre an den Kommandanten der 5. Armee folgende Depesche gesandt: „Die allgemeine Lage läßt es vorteilhaft erscheinen, morgen oder übermorgen eine Schlacht zu schlagen, wobei die 5. Armee im Einklang mit der britischen Armee und den mobilen Streitkräften aus Paris die deutsche 1. und 2. Armee angreifen sollen. Lassen Sie mich wissen, ob der Zustand Ihrer Armee diesen Angriff mit Aussicht auf Erfolg gestattet. Sofortige Antwort.“ Joffre verbrachte den ganzen Nachmittag des 4. September auf einem Strohsessel im Schatten einer Eiche im Hofe der Schule, wo der Generalstab untergebracht war. Um 6 Uhr stand er plötzlich auf und diktierte einem Generalstabsoffizier den Entwurf seiner Angriffsbefehle. Er hatte noch keine Antwort von der 5. Armee, aber er hatte seinen Entschluß auch ohne diese

gefasst. Lediglich Details sollten von der Meldung des Generals d'Esperey und von dem Resultat der Besprechungen Gallienis mit den Engländern abhängig gemacht werden.

Gelegentlich der Feststellung der Zusammenarbeit der 5. Armee mit Gallieni und den Engländern für diese einheitliche Aktion ergaben sich wiederholte Meinungsdivergenzen, Missverständnisse und Konfusionen; besonders schwierig war es, Sir John French zu einer Mitwirkung zu bewegen. Die Engländer hatten am Rückzug stark gelitten, sie sahen sich von den Franzosen nicht unterstützt, es kam zu den schärfsten Reibungen mit der anschliessenden französischen 5. Armee, die kurz vorher zur Abberufung des Armeekommandanten und zu dessen Ersatz durch General d'Esperey geführt hatten. Unter diesen Umständen wird es verständlich, welcher Stein Joffre vom Herzen fiel, als er die Meldung erhielt, dass die Engländer bei der geplanten Offensive mittun würden. Er war über diese Zusage so ergriffen, dass er sogleich an French telephonierte, er werde persönlich nach Melun kommen, um ihm zu danken.

Die Anordnungen der höheren Führer waren nun so weit gediehen, dass das Schicksal der Schlacht nunmehr in den Händen der kämpfenden Truppen lag. General Joffre hatte in seinen Dispositionen für die Schlacht die Absichten verwirklicht, die ihm schon seit dem 25. August vorgeschwebt hatten. Bisher war er von den Deutschen umfasst gewesen - jetzt sollte das Blatt sich wenden, er wollte nunmehr selbst die strategische Umfassung durchführen. Joffre setzte alle Energie ein, um den Sieg an seine Fahne zu heften, der ihnen so lange versagt geblieben war. Am 5. September schrieb er dem Kriegsminister: " Ich bin entschlossen, alle unsere Kräfte, ohne jede Reserve einzusetzen, um den Sieg zu erringen. "

General Spears schliesst seine Artikelserie über die Marneschlacht mit den Worten: " Bei den Vorbereitungen wie bei der Führung dieser grossen Schlacht hat General Joffre seinen Posten in einer Weise ausgefüllt, die als klassisches Muster für einen obersten Führer gelten kann. Er hat sich niemals in den Befehlsbereich seiner Unterführer gemengt, hat aber bei notwendigen Entscheidungen mit Entschlossenheit befohlen, die schwere Bürde seiner Verantwortlichkeit nur im Bewusstsein seiner Pflicht getragen. "

A. v. U.

8. I. 1932

## Ein Beitrag zur Kriegsschuldfrage.

Herr Albert Sabas, Wien, 4. Bezirk, schreibt uns: „Es war am 20. August 1913 in Galatz, Rumänien. Ich lebte damals schon das neunte Jahr in dieser Stadt, wo ich als Repräsentant der Union-Forstindustrie A. G. aus Wien mit der Leitung des überseeischen Holzexports betraut war. In dieser meiner Eigenschaft mußte ich nicht nur mit den Docks- und Hafenbehörden, sondern auch mit den politischen und kommunalen Behörden regen Verkehr pflegen. Es war also am 20. August 1913, unmittelbar nach dem Friedensschluß von Bukarest. Die Rumänen — als Sieger gegen die Türkei — ließen uns Ausländer auch im gesellschaftlichen Leben ihren Siegesrausch empfinden. So auch an diesem Tage, als ich aus meinem Dockbureau in die Stadt zurückkehrte und auf der Terrasse vor dem Restaurant Surs die Gesellschaft, mit der ich in Verkehr stand, sitzen sah und von einigen der Herren auf meinem Heimweg aufgehalten wurde. Speziell unser Advokat Dr. Karanfiel rief mir zu: „Hallo, Ungarchen, kommen Sie nur her auf ein Gläschen Bilin, wir werden Ihnen eine schöne Geschichte erzählen!“ Ich mußte der Einladung Folge leisten.

Kaum hatte ich Platz genommen, so apostrophierte mich der Senator Dr. Viktor Drleanu, gewesener Handelsminister, mit folgender Ansprache:

„Also, Ungurule, den einen kranken Mann in Europa haben wir bereits saniert und auch die nötigen Amputationen vorgenommen, nun trinken wir ein Gläschen auf das Gelingen der zweiten Sanierung und Amputation, und da wirst du doch als guter Rumänenfreund auch gern mithalten. Dieser zweite kranke Mann in Europa ist euer Oesterreich-Ungarn, das wollen wir in der allernächsten Zeit ebenso sanieren wie die Türkei, also trinken wir, Prost!“

Ich habe mich während der ganzen Zeit meiner dortigen Berufstätigkeit von allen politischen Gesprächen und Handlungen ferngehalten, konnte aber doch nicht umhin, den Herrn Senator zu fragen: „Ja, wollen Sie denn so mir nichts

dir nichts Oesterreich-Ungarn den Krieg erklären?“ „Aber gar keine Spur,“ war die Antwort, „wir nicht, das wird schon von maßgebenderen Kreisen besorgt werden, aber wir werden assistieren und natürlich alle Länder, wo unsre Konnationalen wohnen, an unser Königreich anschließen. Wir nehmen uns dann die Bukowina, Siebenbürgen, Bessarabien bekommen wir selbstverständlich auch...“ „Und,“ bemerkte ich, „wahrscheinlich eine goldene Remontoiruhr, die sechs Stücke spielen kann.“ „Nein, nein, Ungurule, da machen Sie umsonst faule Witze, das ist beschlossene Tatsache, und wenn Sie es nicht glauben wollen, schauen Sie, da hab' ich eine Karte, wo schon alles eingezeichnet ist.“ Und er reichte mir wirklich eine kleine Landkarte, in der die heute als Großrumänien bezeichneten Gebiete schon abgegrenzt und eingezeichnet waren.

Am folgenden Nachmittag begegnete ich dem österreichisch-ungarischen Generalkonsul Herrn Aljóns Fellner von der Arl — der jetzt als Gesandter in Pension in Wien lebt — und erzählte ihm die Geschichte. Der Generalkonsul sagte mir, daß er noch am gleichen Tage nach Bukarest fahren werde, um unsrer Gesandtschaft den Vorfall zur Kenntnis zu bringen, was er auch wirklich getan hat. Nach seiner Rückkehr aus Bukarest begegnete ich dem Generalkonsul gelegentlich wieder, und er sagte mir im Vertrauen, daß man bei der Gesandtschaft diesen Vorfall nicht ernst nehme, sondern ihn als Wirtshauswitz betrachte und darüber zur Tagesordnung übergehe...

In der erwähnten rumänischen Gesellschaft befanden sich damals außer den genannten zwei Herren auch der gewesene Präfekt des Bezirkes Herr Csuntul, der Vizepräfekt Nikolini, Advokat Dr. Popescu und ein Fachkollege von mir von der Gößchen A. G. Herr Theodor Lazari, welche die Richtigkeit meiner Erzählung bestätigen können.

Trotz alledem werden wir mit der Kriegsschuld belastet!“

20. I. 1932

**Die Kriegsschuldfrage.** 1932.  
20. I.

Wir erhalten folgende Zuschrift:

„Bezugnehmend auf den Bericht des Herrn Albert Gavaš in Ihrem Blatte vom 8. d. möchte ich Ihnen auch eine Erfahrung mitteilen, die ich in Italien machte. In der italienischen Kriegsgefangenschaft kam ich nach dem Zusammenbruch mit andern österreichischen Offizieren nach Amalfi, wo wir im leerstehenden erzbischöflichen Seminar interniert wurden. Da wir uns innerhalb des Gebäudes frei bewegen konnten, gelangten wir eines Tages auch auf den Dachboden, wo wir verschiedene alte Lehrbehelfe fanden. Darunter war auch eine Schulwandkarte von Italien, auf der die Grenzen Italiens schon dort befindlich dargestellt waren, wo sie erst durch den Friedensschluß hingekommen sind. Die tatsächliche Vorkriegsgrenze war nicht einmal angedeutet! Und die Landkarte war im Jahre 1911 (!) herausgegeben worden. Wenn ich mich recht erinnere, sind Landkarten, auf denen Gebiete der Monarchie als serbisch eingezeichnet waren, mit ein Grund der Beschwerden Oesterreich-Ungarns gegenüber Serbien vor Kriegsausbruch gewesen. Und die Kinder unsres italienischen Bundesgenossen lernten bereits im Jahre 1911, daß die Nordgrenze Italiens der Brenner sei.“

Dr. Friedrich Schulhof,  
Verwalter der Hohenauer Zuderfabrik,  
Hohenau a. d. Thaya, N.-De.“

26. I. 1832

## Der entscheidende Schritt in den Weltkrieg.

Von Universitätsprofessor Dr. Viktor Bibl.

Es gibt politische Fragen, die nicht zur Ruhe kommen wollen und auch nicht zur Ruhe kommen dürfen. Zu ihnen gehört wohl in erster Linie die Frage nach der Verantwortlichkeit für den Kriegsausbruch, denn auf der These von der Alleinschuld Deutschlands ist ja das barbarische Schuldburteil des „Friedens“ von Versailles aufgebaut. Es heißt heute offene Türen einrennen, wenn jemand den Nachweis führen wollte, daß auch — und gerade — andre Mächte ihren redlichen oder unredlichen Anteil an der Verantwortung zu tragen haben. Nach den gründlichen Untersuchungen der letzten Jahre — es sei da nur an die beiden Amerikaner Fay und Barnes erinnert — kann nicht mehr über diese Tatsache selbst, sondern nur mehr über das Ausmaß der Schuld ein Meinungsstreit bestehen. Sie beide haben den Anteil Frankreichs und Rußlands sehr hoch eingeschätzt, freilich auch den von Serbien und Oesterreich, welche Länder den eigentlichen Anlaß zum Kriege gaben.

Nun hat der verdienstvolle Kriegsschuldforscher Alfred v. Wegerer in einer gehaltvollen Darstellung („Der entscheidende Schritt in den Weltkrieg“, Quader-Verlag, Berlin) das ganze Problem von einem neuen Gesichtspunkt aufgerollt und beantwortet. Seine Feststellungen sind bedeutsam und interessant genug. Denn es erscheint jetzt erwiesen, daß die serbische Regierung am 25. Juli 1914 bereit war, die österreichisch-ungarische „Begehrnote“ oder, wie sie gewöhnlich, aber nicht mit Recht genannt wird, das „Ultimatum“ anzunehmen. Das Regierungsblatt, die „Samouprava“, brachte an diesem Tage an leitender Stelle eine Erklärung solchen Inhaltes. In den diplomatischen Kreisen herrschte die Auffassung vor, daß die serbische Regierung die Note der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie vollständig annehmen werde. So berichtete der britische Geschäftsträger Cradant Horpe um 1/21 Uhr mittags an Sir Edward Grey, daß die Antwort, die gegenwärtig im Ministerrat abgefaßt werde, in versöhnlichster Form gehalten sein und den österreichischen Forderungen so weit als nur möglich entgegenkommen werde. Die serbische Regierung sei im Prinzip mit der Einsetzung einer gemischten Untersuchungskommission einverstanden.

Allein während der Mittagstunden des 25. Juli trat bei der Belgrader Regierung ein Umschwenk ein. Um 3 Uhr nachmittags wurde der Befehl zur Mobilmachung der serbischen Armee erlassen. Und eine halbe Stunde später fiel den in Belgrad anwesenden Journalisten die veränderte Haltung der Bevölkerung auf. Um 6 Uhr abends wurde die Antwort dem österreichisch-ungarischen Gesandten Giesl überreicht, die so formuliert war, daß sie, wie die serbische Regierung wissen mußte, für den Wiener Ballhausplatz unannehmbar war.

Was war nun die Ursache dieses Umschwenkens? Im Laufe der Nacht waren Depeschen aus Petersburg eingelangt. Ueber ihren genauen Wortlaut sind wir noch nicht unterrichtet. Aber aus verschiedenen unwiderleglichen Zeugnissen läßt sich ihr Inhalt dahin bestimmen, daß der Zar die Belgrader Regierung aufforderte, nicht nachzugeben, und sie seines vollsten Beistandes versicherte. Am 20. März 1916 vermerkte der damalige Direktor des Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchivs Dr. Hans Schlitter in seinem Tagebuch: „Sektionschef Stefanovic bei mir. Er ist seit 1880 serbischer Staatsbürger. Er teilte mir mit, daß Serbien unsere Note im geforderten Sinne hat beantworten wollen. Antwort sei bereits fertig gewesen, und es habe geheißt, daß Bascic deshalb gehen müsse. Der serbische Kronprinz aber habe dem Zaren telegraphiert, und dieser ihm nahegelegt, Belgrad möge ablehnend antworten, da Rußland den Serben beistehen und es auf den Krieg ankommen lassen

58. I. 1915

welle." Tatsächlich waren, wie dies aus den durch bulgarische Truppen erbeuteten Akten hervor geht, zwei Telegramme des Zarenhofes in Belgrad eingelangt, die zum Widerstand aufriefen.

Es war also nicht an der Schwere der Forderungen Oesterreich-Ungarns oder an der Intransigenz Serbiens gelegen, wenn es zum Weltkrieg kam, sondern die Belgrader Regierung, die zum Nachgeben bereit erschien, wurde durch Russland aufgehetzt. Und hinter dem Zarenreich stand wiederum Frankreich. Einige Tage vorher war Poincaré zum Besuch des russischen Kaisers in Petersburg eingetroffen, festlich und herzlich begrüßt. Der Präsident der Französischen Republik fuhr, nachdem er an der Landungsbrücke die Ehrengarde abgeschritten, im Galawagen, eskortiert von einem Zug roter Donkosaken, nach der Peter-und-Pauls-Kirche. Hier legte er in feierlicher Weise am Grabmal Alexanders III., der 22 Jahre vorher das Bündnis mit Frankreich abgeschlossen hatte, einen silbernen Degen nieder, dessen Griff die Form eines griechischen Kreuzes trug. Es war dies nicht die einzige kriegerische Geste. In begeisterten Worten der Bündnistreue wurde die Gemeinsamkeit der Interessen betont, und aus dieser Champagnerstimmung erfließte die Aufmunterung Serbiens - der erste, entscheidende Schritt in den Weltkrieg.

Verige Woche ist in Lausanne die Konferenz zusammengetreten, die das mit der Kriegsschuldfrage zu verhandeln hat. Es ist daher zu begrüßen, dass Alfred v. Wegerer in einer aufschlussreichen Broschüre ("Die entscheidenden Ergebnisse der Kriegsschuldforschung", als Manuskript für die Weltpresse gedruckte, Deutscher Grenzland-Pressediens, Köln) die Unhaltbarkeit der These von Deutschlands Alleinschuld und Angriffswillen beweist. Man muss diesem gewissenhaft über den Stand der neuesten Forschung unterrichtenden Führer grosse Verbreitung und Beachtung wünschen. Fallen die falschen Vorstellungen über Deutschlands Vorgehen im Sommer 1914, fällt die angeblich bedrohte Sicherheit Frankreichs fort, so die angeblich bedrohte Sicherheit Frankreichs fort, so ist ein wesentliches Hindernis auf dem Wege der Abrüstung weggeräumt. Fällt die Rüstung, können auch die Zellschranken fallen, und die Bahn für ein vernünftiges Zusammenleben der europäischen Staaten ist frei.

TAGESPOST (Graz)

nr.:

TAG: 17.2.1932

## Ostereich-Ungarns letzter Krieg 1914-1918.

Herausgegeben vom österreichischen Bundesministerium für Heerwesen und vom Kriegsarchiv. — Wien 1931. Verlag der militärwissenschaftlichen Mitteilungen. Zweiter Band, sechste Lieferung. 252 Seiten, 11 Beilagen, 4 Skizzen.

Mit dieser Lieferung ist der zweite Band abgeschlossen; er enthält den ersten Teil des Kriegsjahres 1915: vom Ausklang der Schlacht bei Limanowa-Lapanow bis zur Einnahme von Brest-Litowsk. Die Schriftleitung lag wieder in den bewährten Händen des Direktors des Kriegsarchivs Glaise-Horstenau und des Oberstaatsarchivars Oberst a. D. Kiszling.

Vom Dezember 1914 bis April 1915 währte das harte, von der schweren Sorge um Przemyśl beherrschte Ringen in den Karpaten. Erfolglos blieben alle Offensivstöße aus den verschneiten Bergen heraus, denen die Russen, als sie am 13. März das 19. Korps durchbrachen, ein Ende bereiteten. Am 22. März fiel dann auch die so lange verteidigte Festung. Aber der Angriffsgedanke Conrads wurde dadurch nicht gebrochen. Als in der zweiten Aprilhälfte die Karpatenkämpfe abklangten, nachdem auch die Offensive der heranbrausenden Russen sich erschöpft hatte, brachte Conrad bei der deutschen Heeresleitung einen neuen Vorschlag zur Niederringung der Russen ein. Auf Grund eines Berichtes des Generals Cramon entschloß sich diese denn auch, die drückende Lage durch einen entschiedenen Angriff aus Westgalizien zu überwinden. So kam es zum Durchbruch bei Gorlice. Am 4. Mai war der

Südfügel Madensens schon tief in die russischen Linien eingedrungen. Tarnow wurde eingenommen und nach den Schlachten bei Sanok und Rzeszow mußten sich die Russen zum Rückzug an den San entschließen. Die Schlachten bei Jaroslau und bei Dpatow und die Kämpfe bei Przemyśl führten zur Wiedereroberung dieser Festung, zur Einnahme von Radymno, Strzy, Kalusz und Stanislaw, endlich am 22. Juni zur Wiedergewinnung der Hauptstadt Galiziens.

Die vorliegende letzte Lieferung zum zweiten Band hat insbesondere die Ereignisse vom 22. Juni bis Ende August zum Inhalt. Sie beleuchtet die militärpolitische Lage nach der Einnahme von Lemberg und schildert die Offensive an die Gnila Lipa, die Bereitstellung der Heeresgruppe Madensens zum Nordstoß mit dem Vormarsch auf Tomaszow, das Vorgehen der ersten Armee gegen Zawichost und Gliniany sowie die Entscheidungskämpfe bei Bukaczowce-Bobrka Ende Juni und das gleichzeitige Ringen am Dnjestr.

Nach dem Rückzug der Russen hinter die Gnila Lipa fand am 27. Juni in Teschen eine Besprechung der beiden Generalstabschefs statt, wobei die Fortführung des Nordstoßes der vierten und der ersten Armee zwischen Bug und Weichsel beschlossen wurde. In den letzten Junitagen gaben die Russen auch die San-Tanew-Linie preis. Nun sollten die Armeen Böhm-Ermolli und Linzinger dem Hauptangriff größere Schulterfreiheit gegen Osten hin verschaffen. Es kam zur Schlacht an der Gnila Lipa, wo die Abwehrfront der Russen eingeschlagen und der Feind zum Rückzug ge-

zwungen wurde, der in den ersten Julitagen trotz wiederholten kräftigen Widerstandes an die Flota Lipa gedrängt wurde. Die „zweite Schlacht von Krasnit“ löste wieder erbitterte Kämpfe aus. Einen schönen Erfolg erstritten sich hierbei am 3. und 4. Juli die Truppen der vierten Armee, die dem Gegner über 8000 Gefangene abnahmen. Dann aber erfolgte der russische Gegenstoß auf Urzedow und am 7. ein heftiger Angriff gegen die Linie Wilkolaz-Krasnit, der Truppen und Führer auf eine harte Probe stellte. Bei der Erzherzog-Armee trat eine kritische Lage ein; doch gelang es ihr, nach herbeigeschickten Verstärkungen, in viertägigem Ringen die teilweise festungsartig ausgebauten Linien der Russen zu durchbrechen, dabei 15.500 Gefangene einzubringen und bis auf einen Tagmarsch an den wichtigen Schienenstrang Zwangorod—Lublin—Cholm heranzukommen. Wegen der sehr misslichen Lage der im Weichselgebiet von den Verbündeten umfaßten russischen Armeen, genehmigte der Großfürst-Generalissimus, sie weiter nach Osten zurückzunehmen, während Conrad bei der deutschen Heeresleitung anregte, die Offensive Mackensens durch einen auf Siedlice zu führenden Stoß zu einer doppelten Umfassung der russischen Heeresmassen auszubauen. Bei der in Posen stattgehabten Besprechung genehmigte Kaiser Wilhelm diesen Plan. Vom 14. bis 19. Juli wurden die Russen aus dem Weichselbogen verdrängt und vom 15. Juli bis 1. August drangen die Verbündeten bis Cholm, Lublin und Zwangorod vor. Letztere Festung wurde eingeschlossen, Lublin und Cholm fielen. Am 4. August wurde Zwangorod von Hindenburg

ingenommen; am gleichen Tage zog die deutsche neunte Armee in die Hauptstadt Polens ein.

Nun erklärte Falkenhahn, daß nach Verdrängung des Gegners hinter den Bug, in die Linie Brest-Litowsk-Grodno, die deutschen Operationen als beendet angesehen würden, welcher Zielsetzung Conrad zustimmte. Zwischen dem 5. und 8. August tobte die Schlacht bei Dubartow; die Stadt wurde eingenommen; die Russen zogen sich auf das nördliche Wieprz zurück; die zähe Verteidigung der Ostrowstellung forderte wieder zahlreiche blutige Opfer. Um diese Zeit, 8. bis 11. August, drang Prinz Leopold bis nach Lufow vor, Hindenburg kam über Ostrow und Lomza hinaus. Durch die Zurücknahme der russischen Front gegen Nordosten verringert sich jedoch immer mehr die Aussicht auf einen entscheidenden Schlag, weshalb Conrad auf einen kräftigen Vorstoß Mackensens mehr in dieser Richtung drang, worauf man aber in Plesk nicht einging. Der Vormarsch gegen Brest-Litowsk fiel in die Zeit vom 12. bis 17. August. In dieser Zeit überschritt die Heeresgruppe Prinz Leopold den Bug, während Hindenburg daranging, Wilna umfassend anzugreifen. Am 17. fiel die Festung Kowno. Als sich nun die Divisionen dem russischen Hauptwaffenplatz näherten, erging der Befehl zum Vorstoß über Nowel und zum weiteren Vormarsch der Heeresgruppen Prinz Leopold und Hindenburg. Brest-Litowsk wurde von den Verbündeten am 26. August eingenommen. In knapp vier Monaten hatten ihre Heere von Gorlice über Przemysl und Lemberg 250 Kilometer in unaufhörlichen

1914/15 (Graz)

TAG: 17. 2. 1932

nr.:

Kämpfen durchmessen und schließlich elf russische Armeen vor sich hergetrieben.

Auf dem italienischen Kriegsschauplatz hatte General Cadorna endlich am 21. Juni, einen Monat nach der Kriegserklärung, seine beiden rechten Armeen zum entscheidenden Angriff befohlen. Am 23. Juni, am Morgen nach der Wiedergewinnung Bembergs, brauste dieser erste Ansturm über die Karstfelsen. Bis zum 29. Juni gelang es der fünften Armee Boroevic, dem Feind jeden Raumgewinn streitig zu machen; doch der Hauptangriff stand erst bevor. In die Tage vom 30. Juni bis 7. Juli fielen die entscheidenden Kämpfe der ersten Isonzoschlacht, deren Gipfelpunkt sie am 5. Juli erlitten. Gleich darauf brach der italienische Angriff zusammen. Die Italiener hatten 15.000 Mann verloren, die fünfte Armee rund 10.000.

Vom 18. Juli bis 3. August währte die zweite Isonzoschlacht, in der Cadorna wieder den Hauptangriff gegen die Karstfläche führte. Schon am 19. Juli fand ein erbittertes Ringen statt, wobei das siebente Korps ungewöhnlich hohe Verluste erlitt. Der Monte San Michele ging verloren und wurde zurückerobert, der stark bedrängte Südflügel der fünften Armee konnte knapp standhalten. Vom 20. bis 24. Juli tobte der Kampf um den Görzer Brückenkopf; zugleich griffen die Italiener auch im Krngebiet an. Ihren Höhepunkt erreichte die Schlacht am 25. und 26. Juli; wieder stand der Monte San Michele im Brennpunkt der Angriffe. Dann aber war die Offensivkraft der Italiener erschöpft. Sehr schwer waren die Verluste der fünften Armee; sie betragen in der Zeit vom 15. Juli bis

15. August 46.600 Mann, während die Italiener ihre Verluste auf 42.000 bezifferten. Die Truppenabzüge aus Kärnten und Tirol an die Isonzofront veranlaßten die Italiener auch dort zu zahlreichen Unternehmungen. Jene gegen den Kleinen Pal, Freikofel und Monte Beralba versagten, doch hatten die Angriffe gegen den Hohen Trieb und den Zweispitz Erfolg. Am 14. August setzte der Ansturm der italienischen Infanterie gegen Tolmein ein, der ihr in sechstägigen Kämpfen jedoch keinen Erfolg brachte. Ebenso mußte der Feind am 19. August seinen Sturm im Becken von Klitsch einstellen; doch schob er sich an den Westhang des Kombon heran und besetzte kampflös den vor der Front gelassenen Ort Klitsch.

In Tirol ließ General Nava Anfang Juli seine vierte Armee gegen den Raum Toblach-Sellagruppe vorgehen; doch stellten die Italiener nach verschiedenen Fehlschlägen am 22. Juli ihre Bemühungen wieder ein. Weiter westlich aber gelang es ihnen, die Cima di Falzarego und die Tosana zu besetzen, während ihre heftigen Angriffe auf den Col di Lana in blutigem Ringen immer wieder zurückgeschlagen wurden und auch ihre Bemühungen um den Monte Piano keinen Erfolg zeitigten. Bis Ende August war die italienische vierte Armee ihrem Ziele, die Pustertalbahn zu erreichen, nicht nähergekommen. Mit 41½ Bataillon und 132 Standschützenkompanien hatte die Tiroler Landesverteidigung gegen die 283 Bataillon der ersten und vierten Armee der Italiener erfolgreich gekämpft und keinen verteidigten Fleck Tiroler Erde dem Feinde überlassen.

Dr. A. M. M.

TAGESPOST (Graz)

Nr.:

TAG: 9. 5. 1932

**Österreich-Ungarns letzter Krieg**  
**1914-1918. 32.**

Herausgegeben vom österreichischen Bundesministerium für Heereswesen und vom Kriegsarchiv. Wien 1932. Verlag der militärwissenschaftlichen Mitteilungen. Dritter Band. Zweite Doppellieferung. 192 Seiten, 13 Beilagen.

Die zweite Doppellieferung zum dritten Band bringt die Schilderung der Eroberung Serbiens im Herbst 1915, geschrieben von Oberstleutnant Mühlhofer, der ein Kapitel „Führungsfragen“ aus der Feder des Oberstaatsarchivars Kifling beigelegt ist. Rückblickend erscheint dieser Feldzug weit opferreicher und schwieriger, sein Ergebnis nicht so voll befriedigend, als dies nach den Kriegsberichten der Verbündeten anzunehmen war. Schon die Ziele, die von den beiden Obersten Heeresleitungen dieser Aktion gesteckt waren, deckten sich nicht ganz; während Falkenhayn durch sie vor allem die direkte Verbindung mit Bulgarien und der Türkei erreichen wollte, und für ihn Serbien so zum „Nebenkriegsschauplatz“ wurde, war es Conrad darum zu tun, mit den Serben als Urhebern des Weltkrieges völlig abzurechnen, die Orientarmee Sarrails zu schlagen und dadurch dem Abschwenken Rumäniens und Griechenlands zur Entente vorzubeugen. Auch die Frage des Oberbefehls brachte Meinungsverschiedenheiten hervor. Bulgarien setzte für sein militärisches Einschreiten die Bedingung, daß ein deutscher General die Führung der Verbündeten übernehme und an die Weisungen der deutschen Obersten Heeresleitung und nicht an jene des österreichisch-ungarischen Armeehauptkommandos gebunden würde. Nur sehr widerstrebend stimmte Conrad der Berufung Madsensens zu und konnte in geheimer Abmachung zwischen Teschen und Pleß durch Vermittlung Cramons nur erreichen, daß die Anordnungen wohl gemeinsam zu beschließen, doch durch die österreichisch-ungarische Heeresleitung auszugeben seien. Auch die Frage des Kommandos der österreichisch-ungarischen Streitkräfte bereitete Schwierigkeiten. G. d. R. Terztyánszky, der als Führer ausersehen war, mußte wegen eines Meinungsstreites mit dem ungarischen Regierungskommissär, nachdem Graf Tisza die Kabinettsfrage gestellt hatte, das Kommando der 3. Armee an den G. d. J. v. Kövesz abgeben. Nicht minder ließ der

Aufmarsch der österreichisch-ungarischen 3., der deutschen 11. und der bulgarischen 1. Armee völlige Übereinstimmung der Ansichten vermissen, da Conrad in der Bereitstellung der Kräfte an der Nord- und Ostgrenze Mit-Serbiens allein eine Schwäche des ganzen Feldzugsplanes erblickte.

In die Zeit vom 25. September bis 5. Oktober fielen die letzten Vorbereitungen für den Donau- und Save-Übergang, in der darauf folgenden Woche wurde durch die 3. Armee unter schweren Opfern die Flußbezwingung durchgeführt und Belgrad erobert, während die Armee Gallwisch bei Semendria den Übergang vollzog. Vom 12. bis 17. Oktober kämpfte die Hauptkraft der 3. Armee um den Austritt aus der Stromschleife von Belgrad, während die deutsche 11. Armee beiderseits der Morava vordrang. Gleichzeitig griffen auch die Bulgaren mit der 1. Armee unter Generalleutnant Bojadzieff und mit der von General Todoroff geführten 2. Armee von Osten her in die Kämpfe ein. In den nächsten drei Wochen erfolgte der Vorstoß gegen Mittelserbien; die beiden Nordarmeen drangen bis auf den Kosmaj und an die Jasenica, die 2. bulgarische Armee bis an den Barabar vor. Durch den raschen Vormarsch der Bulgaren wurde die geplante Offensive Sarrails auf Sofia unmöglich; er mußte sich damit begnügen, von Saloniki aus soweit als tunlich am Barabar vorzurücken. Nun plante Madsensens, durch den konzentrischen Vormarsch aller Heeresteile der Verbündeten die Serben bei Kragevac einzukreisen und zu vernichten, bevor sie sich mit der französisch-englischen Orientarmee vereinen könnten.

Trotz der Hindernisse, die sich dem Vormarsch des 19. Korps entgegenstellten, gelang es der 3. Armee unter Anspannung aller ihrer Kräfte, den Feind erfolgreich zurückzudrängen. Die Entscheidung schien unmittelbar bevorzustehen. Da entschloß sich aber General Putnik, der vergebens den General Sarrail zu raschem Vorgehen aufgefordert hatte, den Zentralraum Serbiens aufzugeben und erneuten Widerstand erst wieder im Südwesten der Moravataler zu versuchen. Nun wollte Madsensens die Serben dort einkreisen. Wohl leisteten sie vor Kraljevo und südlich Cacaf erbitterten Widerstand, doch drangen die Verbündeten, ungeachtet der Hemmnisse, die ihnen die Witterung und die Schwierigkeiten des Nachschubes bereiteten, unanf-

haltig vor. Aber der durchschlagende Erfolg blieb ihnen auch hier versagt; denn die Serben vermochten sich auch dieser verfluchten tödlichen Umschlingung zu entziehen. Es begann der serbische Rückzug von den Moravaklüssen in die Albanerberge; zusammengeballt und ineinandergedrängt zwängten sich die Heereskolonnen der Verbündeten im November, den Feind frontal zurücktreibend, in die unwirtlichen Grenzgebirge zwischen Alt-Serbien und Mazedonien hinein.

Zur Genugtuung Conrads klagte Falkenhayn darüber, daß das Entweichen des Feindes in erster Linie dem Versagen der Kraft-Gruppe, die über Uglje und Pozeza rücken sollte, zuzuschreiben sei. Hatte er (Conrad) doch von Anbeginn auf die Schwäche dieser hingewiesen, die durch die Verschiebung des 19. Korps von der Drina nach Sgramen noch fühlbarer wurde. Eine noch schmerzlichere Enttäuschung aber wurde den Serben auf dem Rückzug ins historische Amselsfeld zuteil, da Sarrail den Vormarsch bei Gradsko plötzlich einstellte; es blieb ihnen daher nur der Versuch übrig, sich selbst zu den Alliierten durchzuschlagen; aber die Kräfte ihrer zermürbten Divisionen reichten dazu nicht mehr aus. Vom 12. bis 24. November wurde von den Verbündeten, trotz starken Schneefalles, Unwegsamkeit des Geländes, Mangels an Kleidung und Lebensmitteln, das Kesseltreiben gegen das Kosovo Polje durchgeführt. Die Armeen Kövess und Gallwitz drangen nach Novibazar und bis Nitrovia vor; der 26. November traf die Trümmer des serbischen Heeres in einem letzten Kampf auf den Höhen westlich des Amselsfeldes und östlich von Prizren; ihr Durchbruchversuch südöstlich von Prishtina war mißlungen.

Nun mußte sich General Putnik schweren Herzens entschließen, den Rückzug seiner Armeen nach Montenegro und Albanien an die Adriaküste anzuordnen. Die Truppen der Mittelmächte drangen nicht nach, zumal Falkenhayn schon den Abzug mehrerer Divisionen vom serbischen Kriegsschauplatz bestimmt hatte, was zu einem scharfen Schriftwechsel und Meinungsaustrausch zwischen ihm und Conrad führte. Auf dem Rückzug an das Meer halfen die Serben einen großen Teil des Restes ihrer Armeen ein; Entkräftung, Erfrierungen und Mecthyphus rissen immer wieder neue Klaffende Lücken; die Regimente zählten kaum mehr einige

hundert Streiter. Die Gesamtverluste der Serben betragen 94.000 Tote und Verwundete, über 150.000 waren gefangenengenommen worden; mehr als 400 Geschütze, 200 Munitionswagen usw. hatten sie verloren. König Peter, Pasic, Putnik und Fürst Trubezkoj waren dem Heer vorausgezogen; am 7. Dezember langte der König in einem Büffelwagen, Putnik in einer von Soldaten getragenen Bahre in Skutari an. Aber durch diesen Rückzug durch das unwegsame Gebirge war auch der dritte Eintreffungsversuch der Gegner in zwölfster Stunde vereitelt worden und Serbien blieb auch weiterhin ein Faktor in der Front der Entente. Eine Teiloffensive über Skutari hinaus hätte wohl den Serben den Todesstoß versetzt; dieses letzte Schicksal aber blieb ihnen erspart.

Trotz des unvollständigen Ergebnisses konnten die Truppen der Verbündeten mit ihren Leistungen wohl zufrieden sein. Den Mittelmächten stand nur der direkte Weg zu ihren bulgarischen und türkischen Bundesgenossen offen, indes dem Feind die Verbindung von Salonichi nach Brahovo unterbunden blieb. So hatten sich die Erwartungen Falkenhayns erfüllt. Aber das Balkanproblem hatte sich im ganzen nicht vereinfacht; denn die Entente hatte sich in Salonichi eine zweite Ausfallstellung geschaffen, die nach Mazedonien hineingriff, die Haltung Rumäniens blieb unsicher und in Griechenland arbeitete Venizelos weiter eifrig für die Westmächte. „Dazu kam noch die Erschwernis teils sachlicher, teils persönlicher Verstimmungen zwischen den Bundesgenossen; Bulgarien drängte offenkundig an die Westküste der Adria und rief damit das Mißtrauen Conrads wach, der diese Gebiete ausschließlich dem Einfluß Österreich-Ungarns vorbehalten wissen wollte. Zwischen Conrad und Falkenhayn bestanden Spannungen, die von Tag zu Tag den vollen Bruch bringen konnten. Es war sonach keine sonderlich günstige Atmosphäre, in der eines der schwierigsten Kriegsprobleme gelöst oder doch dessen günstige Lösung vorbereitet werden sollte.“

Die letzten Seiten der Viefierung bringen die Schilderung der Gebirgskämpfe an der italienischen Front vor der dritten Isonzschlacht, über die im Zusammenhang mit dieser berichtet werden wird.

Dr. A. M. W.

## Österreichische Wehrzeitung

10. Juni 1932

Der Verrat des einstigen Inf.-Reg. Nr. 28 am 3. April 1915.  
Vor sechs Jahren ist in der „Wehrzeitung“, in den Nummern vom 11. und 18. Juni 1926, ein Aufsatz von Fritz Kosmath, Oberleutnant im ehem. Feld-Art.-Reg. Nr. 28, erschienen: „Zur verjuchten Ehrenrettung des ehem. Inf.-Reg. Nr. 28.“ Wie uns nun von maßgebendster Seite mitgeteilt wird, enthält der Aufsatz eine Reihe von unzutreffenden Angaben, die, zurückzuführen auf Erinnerungsfehler, wohl auch auf Unorientiertheit und ergänzende eigene Gestaltung des Verfassers, geeignet sind, das damalige Regimentskommando in ein sonderbares Licht zu stellen. So wird von Verabredungen der Russen mit den Tschechen (bezüglich des Ueberlaufens) beim Meierhof Huczisko gesprochen. Der Meierhof lag aber 700 Schritt hinter der österreichischen Linie und war der Standort des Bataillons III/28, Obstl. Prachal. Als Regimentskommando, dem Kosmath Mitteilung gemacht haben will von seinen, den Verrat betreffenden Erkundungen bei der Mannschaft der vorderen Linie, erwähnt er einen „Oberleutnant H.“; während der damalige Interims-Regimentskommandant, der wenige Monate später auhertourlich Oberst wurde, Obstl. Sch.-A. war. Bei Obstl. Sch.-A. hat der Verfasser des Aufsatzes niemals vorgesprochen, daher auch der Regimentskommandant niemals die ihm von Kosmath in den Mund gelegten Äußerungen getan haben kann. Das Regimentskommando hatte seinen Standort auch nicht 100 Schritt hinter der 12. Kompagnie, wie Kosmath schreibt, sondern (hier im Stellungskrieg) viel weiter rückwärts auf der Höhe 817 mit der Brigadefolge III/87. Ferner entzog sich das Regimentskommando nicht, wie es im Aufsatz heißt, in Kenntnis der Sachlage der Gefangennahme durch den in diesem Falle besseren Teil der Tapferkeit, die Flucht, sondern blieb — der Verrat ging etwa um 5 Uhr früh vor sich — mit dem Bataillon III/87, das um 5 Uhr früh auf Befehl des Regiments heftiges Maschinengewehr- und Gewehrfeuer abgab, bis gegen Mittag in seiner Stellung auf Höhe 817 und ging erst dann in die anbefohlene Stellung zurück.

NEUES WIENER TAGBLATT

Nr.:

TAG: 3. 7. 1932

**Eine Geschichte versäumter  
Gelegenheiten.**

Alfred Francis Pribram, als Vorbild gewissenhaftester Geschichtsforschung nicht nur in seinem Vaterland, sondern besonders auch in der anglosächsischen Gelehrtenwelt hoch angesehen, hat auf Einladung in Oxford im Oktober 1929 mehrere Vorlesungen über England und die internationale Politik der europäischen Großmächte in der Zeit von 1871 bis zum Weltkrieg gehalten. Diese Vorlesungen hat er kürzlich nach längerem Zögern auf Drängen seiner englischen Freunde in Buchform erscheinen lassen. \*) Pribram nimmt unter den Geschichtsforschern eine eigenartige Stellung ein. Seine Auffassung und Methode besteht nicht in jener Art von Geschichtsschreibung, die die Ereignisse durch Motivierung zu verknüpfen und daraus zugleich lehrhafte Nutzanwendungen zu ziehen sucht. Ihm handelt es sich um den anschaulichen Bericht, woraus dann jedes Zeitalter, ja jeder einzelne nach seiner seelischen Grundstruktur das seinem Wesen Gemäße zu folgern vermag. Pribrams Auffassung hat gewiß sehr viel für sich. Der Mensch ist ein viel zu schwer zu enträtselndes Wesen, als daß er seine letzten Geheimnisse preisgäbe. Wenn heute eine große Tat gesetzt wird, so wissen wir Lebenden von den treibenden seelischen Kräften des Handelnden gewöhnlich sehr wenig — wie erst sollen wir die Beweggründe derer kennen und darstellen, die vor Jahrzehnten oder gar vor Jahrhunderten auf der Bühne der Geschichte gestanden sind?

In dieser seiner Methode legt Pribram dar, wie die auswärtige Politik Großbritanniens seit Jahrhunderten von zwei Grundsäben beherrscht wird, der Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes und der Abwehr des Ueberganges Belgiens in den Besitz der stärksten Festlandsmacht. Im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts war Englands auswärtige Politik ganz vom Gegensatz zu Russland erfüllt. England sah in Russland den Erzfeind, Deutschland in Frankreich. In den siebziger Jahren strebte Bismarck, geplagt vom Alldruck der Koalitionen und aus Furcht vor einer Allianz zwischen Frankreich, Oesterreich und Russland, das Dreikaiserbündnis an, was ihm 1872 und 1873 auch gelang. Als dann die Gefahr eines russisch-türkischen Krieges täglich drohender wurde, dachten die englischen Staatsmänner an eine Allianz mit Oesterreich-Ungarn und Deutschland. Das Wiener Staatsarchiv birgt nach Pribram unveröffentlichte Dokumente mit vertraulichen Vertragsentwürfen von beiden Seiten. Wechselseitiges Misstrauen hinderte den Abschluss. Bismarck liebäugelte stets mit England, er wollte aber keine Ehe, sondern nur ein "Verhältnis", wohl aus Furcht, Russlands turmhöhe Freundschaft zu verlieren.

Das zeigt sich auch in den ersten Monaten des Jahre 1880, wo Beaconsfield und Salisbury zu einer engen Verbindung mit Deutschland bereit waren, Bismarck aber, oder vielleicht noch mehr der alte Kaiser, widerstrebte. Das Spiel wiederholt sich. Die österreichischen Staatsmänner — in dieser Beziehung merkwürdigerweise mit richtigerem politischem Instinkt — predigen dringend die Allianz mit England. Wieder vergeblich. Bismarck wollte nach wie vor das alte Dreikaiserbündnis, und nachdem Salisbury im Jahre 1885 als Ministerpräsident einen Bund zwischen England, Deutschland und Oesterreich-Ungarn als Friedensbürgschaft gewünscht hatte, schloß der stets widerstrebende Bismarck 1887 hinter dem Rücken der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie den berühmten Rückversicherungsvertrag mit Russland ab. Drei Jahre später fällt Bismarck, und mit ihm der Vertrag. Das letzte Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts sollte Deutschland, soweit ein Bündnis mit England in

Betracht kam, in reicher Fülle bringen, was früher versäumt worden, aber auch bei der damaligen weltpolitischen Lage Deutschlands vielleicht nicht so notwendig war. Wieder wollen Salisbury und nach ihm Rosebery eine einheitliche Politik mit Deutschland, ja mit der Tripleallianz. Je einsamer es um England gegen Ende des vorigen Jahrhunderts wurde, desto stärker war das Verlangen nach einem Vertrage mit Deutschland. Besonders Chamberlain predigte das Aufgeben der „Splendid Isolation“ und trat für eine Defensivallianz mit Deutschland ein. Gewiß hätte eine solche Allianz eine Spitze gegen Russland gehabt, das Englands Feind war und von dem dieses eine Bedrohung Indiens besorgte. Fraglich nur, ob nicht England ein sichererer Bundesgenosse gewesen wäre als das unsichere Russland. Kurz, Bülow (wahrscheinlich von Holstein beeinflusst) lehnte ab, dafür tauschte er die jubelnde Zustimmung der — Aldeutschen ein! Angehört verhallten die Warnungen der deutschen Vertreter in London, wie Gatzfeld, Metternich und Eckardstein, die in einer Allianz mit England das einzige Mittel sahen, um die Gefahren abzuwenden, die die deutsche Weltpolitik bedrohten.

Nun nimmt das Verhängnis seinen Lauf: England will aus der Vereinsamung heraus, und das gelingt ihm in überraschender Weise. 1902 wird der Vertrag mit Japan geschlossen, 1904 der französisch-englische und 1907 und 1908 der mit Rußland. Das Unwahrscheinliche ward zum Ereignis. Wenn sich wirklich die Geschehnisse der Staaten in Anziehung und Abstoßung vollziehen nach Gesetzen, die den Augen der Sterblichen verhüllt sind, so hatten jetzt im Gravitationsystem der Staaten die europäischen Mächte den Lauf nach Richtungen angetreten, die man noch wenige Jahre vorher für unmöglich gehalten hätte. Der Pyrrhussieg der Annexion, die törichte Meinung, Deutschland müsse nunmehr England im Rennen um die Vorherrschaft zur See besiegen, das Beharren darauf trotz der offenkundigen Aenderung in der Gruppierung der Mächte, anstatt durch ein vernünftiges Abkommen wenigstens die Neutralität Englands zu sichern, die Warnungen Tschernobsky's, die der kleine Jagow als Aeußerungen eines übertriebenen Pessimismus abwies — all das zeigt den grenzenlosen Mangel an politischem Augenmaß der deutschen Staatslenker im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts. In der Tat, wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit!

Pribram schildert diese Begebenheiten nach seiner Art mit lapidarer Sachlichkeit, gesundem Tatsachensinn und mit absichtlicher Willkürlichkeit. Obwohl er mehr die Tatsachen sprechen läßt und mit dem eigenen Urteil eher zurückhält, wirkt die Lektüre dieses Buches doch erschütternd, es liest sich wie die Einleitung zur Totenmesse des Weltkrieges. Eigentlich ist es eine Geschichte der versäumten Gelegenheiten. Wehmut schleicht ins Herz hinein, wenn man sieht, wie weit die britischen Staatsmänner den deutschen überlegen waren, mit welcher Ahnungslosigkeit diese, nur auf Oesterreich-Ungarn gestützt, in den Weltkrieg gingen. Man mag immer wieder behaupten, dieser sei ein unabwendbares Schicksal gewesen, hätte höchstens aufgeschoben, nicht aufgehoben werden können — Pribrams Darstellung ist ein Beweis mehr fürs Gegenteil. Nie wäre es zum Weltkrieg gekommen, hätten die Lenker der Geschichte Deutschlands, anstatt sich in gröbentwahnstümmiger Verblendung in eine maßlose Isolierung hineinmanövrieren zu lassen, die Hand Englands ergriffen und im Verein mit ihm die Welt beherrscht. Es ist eben leider so: Nicht nur einzelne, auch ganze Völker sind ihres Glückes Schmied, nur müssen diese für die Sünden aufkommen, die die politische Farbenblindheit ihrer Führer begangen hat. Was Deutschland betrifft, so sind Pribrams Vorlesungen Beispiel und Lehre dafür, wie man große Politik nicht machen soll. R.

<sup>\*)</sup> England and the International Policy of the European Great Powers 1871-1914. Oxford at the Clarendon Press.

## Vor achtzehn Jahren und heute.

Heute vor achtzehn Jahren tobten Kriegslärm und Mordheze durch die Straßen der europäischen Städte. Heute vor achtzehn Jahren begannen Tag und Nacht in endloser Reihe die Eisenbahnzüge zu fahren, um zu Hunderttausenden die Opfer an die Grenzen zu bringen. Heute vor achtzehn Jahren fielen an der Sava und an der Drina die ersten Schüsse.

Bedeutungsvoller als je in den vergangenen Jahren ist es heute, der schicksalsschweren Tage des Juli 1914 zu gedenken, da der Uebermut der Generale, die Ränke der Diplomaten den furchtbaren Massenmord angezettelt hatten. Millionen junger blühender Menschen mußten das Verbrechen mit dem Leben bezahlen. Welten sind gestürzt, aus zerflossenen Trümmern, aus dem Dreck der Schützengräben, dem Blut der unzähligen Opfer schien eine neue Welt verheißungsvoll zu erstehen — aber heute, achtzehn Jahre später, sind die Generale, die Diplomaten wieder obenauf. Und wieder am verbrecherischen Werk.

Vier Jahre der Vernichtung folgten dem Juli 1914. Vier Jahre lang galt für die europäische Jugend ein grauenhaftes Gesetz barbarischer Auslese: in stetiger Musterung teilte man die jungen Menschen in zwei Gruppen, trennte die Starken und Gesunden von den Schwächlichen und Kränklichen — und gab die Starken dem Tode preis. Immer strenger wurde das Gesetz dieser Auslese und immer größer der Kreis der Todgeweihten. Keiner von denen, die heute von Aufzucht und Höherentwicklung reden, hat sich damals gegen den schrecklichen Aderlaß an gesundem Blut, gegen die Degeneration der Rasse, gegen die Zerstörung der Nation gestellt.

Vier Jahre lang wütete die Jugend in dem Wahn der Selbstzerfleischung, in den sie die Heze der Generale und Diplomaten getrieben hatte. Millionen gingen auf den Schlachtfeldern Europas und Asiens elend zugrunde, Millionen gesunder, starker, junger Menschen fanden als blutige Klumpen ein Ende, von den Granaten zerrissen, von den Tanks zermalmt, im Giftgas erstickt, verrohend im Niemandsland zwischen den Gräben.

Und die der Hölle entkamen? Die dem Leben wiedergegeben wurden, als der Wahnwitz seine Opfer losließ — mit Wunden bedeckt, mit zerschlagenen Gliedern, gebrochenen Nutes, verbittert, entgöttert kehrten sie heim. Mühselig war der Weg zurück. Wie sollten sie wieder in die menschliche Bahn finden, da

sie vier Jahre lang das Dasein niedriger Tiere geführt hatten, in Erdlöchern vergraben, und Mord ihr einziges Geschäft?

Zerstörtes Land, zerstörte Menschen, ein Geschlecht von Krüppel an Körper und Seele, das war das Erbe des furchtbaren Krieges.

Aber auch ein Vermächtnis war da, hinterlassen von den Millionen, die in fremder Erde für ihre Kaiser und Könige, für die Generale und Diplomaten verwesten, ein bindendes Vermächtnis, von den überlebenden Kameraden treulich verwaltet: abgrundtiefer Haß gegen den Krieg und Abscheu vor den Schuldigen. Nie wieder darf ein Krieg die Völker zerfleischen, nie wieder soll die Menschheit so tief sinken, daß sie sich auf Geheiß einiger mächtiger Verbrecher zu Nutzen der Dynastien und des Kapitals gegenseitig hinschlachtet. Vermächtnis der Toten, Gelöbniß der Lebendigen, heiligstes Gelübde aller, die durch die Schrecken des Krieges gegangen sind.

Lange Zeit ist seither vergangen. Eine neue Generation ist herangewachsen, die den Krieg nur noch aus Geschichtsbüchern und aus Anekdoten an Wirtshausstischen

kennengelernt hat, für die sich das Wort höchstens mit der verblaßten Erinnerung an Hunger in Kinderjahren verbindet. An diese neue Jugend wendeten sich die Herren von gestern, die Mordhezer und Kriegsschuldigen, die Generale und Diplomaten, mit dem Heranwachsen dieser Generation sahen sie ihre Zeit wiedergekommen, die alte Macht neu zu gewinnen, ihr verbrecherisches Spiel fortzusetzen. Der Kriegsgeneration durften sie nichts erzählen von der Romantik und der Schönheit des Krieges, ihr konnten sie nicht mit den alten Phrasen von Vaterland und Kriegesglorie kommen, mit Tritten wären sie davongejagt worden — an die Jugend wagten sie sich wieder mit den alten Lügen heran!

Aber die Arbeiterschaft ist nicht bereit, die Jugend den Hezern preiszugeben, sie wird nicht zulassen, daß die Verbrecher, die den Krieg verschuldet haben, seine Greuel aber nur aus der Ferne, von den grünen

Tischen und in angenehmen Schlössern in der Etappe mitangesehen haben, sich neuer Opfer bemächtigen, um mit ihrer Hilfe wieder hochzukommen.

Diesen Widerstand kennen und fürchten die nationalsozialistischen Geher, die Generale und Diplomaten, die Junker und Kaiser. Und weiß sie wissen, daß sie ihre dunklen Pläne nur verwirklichen können, wenn sie diesen Widerstand brechen, darum wollen sie jetzt die Jugend in den Bürgerkrieg treiben. Dafür haben sie ihr bunte Fahnen und schöne Uniformen gegeben und erzählen ihr Märchen von kommenden Reichen nationaler Erneuerung. In Wahrheit wollen sie nur erleben, es jetzt in Deutschland — nur die Erneuerung der alten Macht der Herren von gestern, der alten Knechtschaft der Massen. Die nationalistische Phrase soll im Bürgerkrieg siegen, um neuen Kriegen den Weg zu bereiten! Das soll die Bürgerkriegsarmee des Hakenkreuzes, das will die Regierung der Nazibarone erreichen.

Darum verlangt in dieser Stunde die Bekämpfung des Krieges und der Kriegsgefahr den Kampf gegen die, die künftigen Kriegen den Weg bereiten wollen. Der Kriegsheiß zu begegnen, genügt es nicht, die Greuel des Massenmordens aufzuzeigen. Für den Frieden einzutreten, bedeutet heute, die Friedensstörer bekämpfen, heißt, die Jugend vor den Lodungen der Geher mit dem Hakenkreuz zu bewahren. Hakenkreuz bedeutet neuen Krieg! Hakenkreuz bedeutet Wiederkehr der Monarchie! Und Kampf gegen den Krieg ist Kampf gegen den Faschismus!

Das Vermächtnis der Millionen Toten des Weltkrieges, daß nie wieder Krieg sein soll, das Gelöbnis der Opfer, die wund und zerbrochen aus dem Massenmorden heimgekehrt sind, es wird nur erfüllt werden, wenn die Jugend den Phrasen der Mordheger nicht erliegt, wenn sie das Hakenkreuz zerbricht. Dann erst wird sie die Generale und Junker, die Herren der Hochfinanz, und des Großgrundbesitzes, den Kaiser mit seinen Trabanten endgültig davongejagt haben.

## Antikriegskundgebungen der Sozialistischen Jungfront

**Heute Donnerstag:**  
Zosefstadt, 10.30 Uhr, Sportplatz Schimb-  
gasse Nr. 11. Redner: Dr. Karl A p p e l.

## Morgen Freitag:

Simmering, 20 Uhr, Brauhäuslsaal, Haupt-  
straße Nr. 89. Redner: Karl Seing und Rosa  
Jochmann.  
Stiezing, 19 Uhr, auf dem Platz vor dem  
Gemeindebau Bünzer Straße Nr. 128, Ecke Rott-  
straße. Redner: Josef Stranitzki.  
Gernals, 19 Uhr, im Hof des Gemeindebau-  
es Gupferlinggasse. Redner: Anton Tesarek.

## Samstag:

Leopoldstadt, 10.30 Uhr, Sternplatz. Redner:  
Maximilian Brandeis.  
Margareten, 18.30 Uhr, auf dem Platz vor  
dem Matteottihof, Siebenbrunnensfeldgasse-Fend-  
gasse. Redner: Karl Waisel und Eduard  
Stark.  
Mariahilf, 20 Uhr, Verbandsheim, Königsegg-  
gasse Nr. 10. Redner: Dr. Karl A p p e l.  
Alsergrund, 19.30 Uhr, Spittelauer Platz.  
Redner: Karl Gona.  
Favoriten, 19.30 Uhr, Sportplatz Fischbacher  
Berg, Endstation Straßenbahn 67. Redner:  
Dr. Ernst Kersch.  
Neubling, 19 Uhr, Am Fuchsenfeld, vor dem  
Brunnen. Redner: Hans Piricek.  
Rudolfsheim, 19 Uhr, Maiselmarkt. Redner:  
Anton Tesarek.  
Währing, 19.30 Uhr, im Hof des Gemeinde-  
baues, Gersthofener Straße Nr. 77. Redner:  
August Klepel.  
Floridsdorf, 20 Uhr, Marktplatz Schlingerhof.  
Redner: Karl Seing.

13. Aug. 1932

(Die 42-Zentimeter-Geschütze.) Oberstleutnant Ingenieur Otto Wacha schreibt uns: „In der letzten Sonntagnummer Ihres Blattes finden sich in einem von der Errichtung eines Kriegsmuseums handelnden Artikel Angaben über die 42-Zentimeter-Geschütze des einstigen Oesterreich-Ungarn. Hierzu kann ich als ehemaliger, und zwar allerletzter Kommandant speziell jenes österreichischen Zweiundvierzigers, welcher zuletzt in Frankreich kämpfte, einiges mitteilen. Oesterreich-Ungarn besaß schon vor Kriegsbeginn ein 1912 erprobtes 42-Zentimeter-Geschütz. Im Jänner 1915 traf das erste dieser Geschütze auf dem nördlichen Kriegsschauplatz zunächst Tarnow in mobiler Aufstellung in Verwendung. Im Laufe der Zeit kamen schließlich etwa sechs Batterien österreichischer 42-Zentimeter-Haubitzen auf sämtlichen Kriegsschauplätzen in Tätigkeit (Nowo-Georgiewsk, Cattaro, Belgrad, Südtirol, Karst, Piave). Erstmals stand der österreichische Zweiundvierziger auch in Nordfrankreich an Deutschlands Seite gelegentlich der großen deutschen Frühjahrsoffensive im März 1918 bei Saint-Quentin. Im allgemeinen besaß jede Batterie bloß ein einziges Geschütz. Seine Besatzung betrug, nebst einem Hauptmann als Kommandanten, acht Offiziere, zweihundert Mann, einen großen Autopark samt Werkstätte, zahlreiche Artilleriegerätschaften, Munition, Benzin und Verpflegung. Im Bahntransport benötigte eine solche Batterie zwei lange Eisenbahnzüge. Die zwei bei der deutschen Frühjahrsoffensive 1918 in Verwendung gestandenen Batterien wurden hernach auf den südwestlichen Kriegsschauplatz gebracht und dort verwendet. Eine einzige Batterie, und zwar die meine, zog im Juli 1918 abermals an die Westfront, zunächst in den nördlichsten Teil (Douai). Sie bezog dann ihre allerletzte Feuerstellung neben den Ruinen des zusammengeschossenen Dorfes Romagne sous les cotes nordöstlich von Verdun. Sie gab dort, bis zum Schluß unter schwerem französisch-amerikanischem Artilleriefeuer in Stellung, ihre letzten Schüsse ab, im ganzen 458. Der allerletzte Schuß flog am 5. November zum Rohr hinaus. Diese Batterie, nebenbei bemerkt, die einzige aus kompletten zwei Geschützen bestehende, wurde von Frankreich nicht beschlagnahmt. Diese Batterie — sie führte offiziell den Namen „Gertrud“ — hat am 19. November 1918 in vollster Ordnung, vollzählig an Mann und Material, Wien erreicht, und sie wurde tags nachher hier in Wien normal abgerüstet. Die Besatzung kehrte nach allen Richtungen in ihre Heimatsorte zurück, das gesamte Artilleriematerial kam in ein großes Depot der Simmeringer Heide. Einige Daten mögen zur Ergänzung der Angaben dienen: Die Schußweite war 14 Kilometer, das Gewicht des Rohres 26 Tonnen, das der Granate 1000 Kilogramm, das des Verschlusses 2000 Kilogramm; die Flugzeit des Geschosses betrug bis anderthalb Minuten, die größte Steighöhe des Geschosses lag zwischen 8000 und 9000 Meter. Alle österreichisch-ungarischen 42-Zentimeter-Haubitzen waren in Oesterreich erzeugt.“

Österreichische Wehrzeitung

18. Aug. 1932

## „Weltkrieg ohne Waffen“!

Obzwar es nicht ganz stimmt, daß die Kriege bis zum Weltkrieg mehr oder weniger ausschließlich mit den Armeen und Flotten geführt wurden, so hat doch erst der Weltkrieg 1914 bis 1918 die Bedeutung der nicht rein militärischen Kriegsmittel voll in Erscheinung treten lassen. Neben die militärischen Streitkräfte traten außer der Außenpolitik besonders noch die wirtschaftlichen Kräfte (Landwirtschaft, Industrie, Finanzen) und die Propaganda. Die totale Mobilisierung eines Volkes, die keine auch noch so unscheinbare, doch für die Landesverteidigung verwertbare Kraft im Staate übersehen, hat zweifellos erst im Weltkriege jene weitgehende Ausgestaltung erfahren, die auch für die Zukunft die Hauptvoraussetzung für die Führung eines Krieges bleiben wird. In dieser restlosen Erfassung der Wehrkräfte aller Art kommt der Propaganda eine bevorzugte Stellung zu, die Hans Thimme in seinem bei F. G. Cotta (Stuttgart, Berlin, 1932, VIII., 294) erschienenen Buche „Weltkrieg ohne Waffen“ einer eingehenden Untersuchung unterzieht.

Propaganda hat es natürlich immer schon gegeben, sie mußte sich aber früher in bescheidenen Bahnen bewegen, weil erst die Vervollkommnung der Verkehrs- und Nachrichtsmittel wie auch der Vervielfältigungstechnik eine umfassende und vor allem rasche Verwertung erlaubte, wie wir sie im Weltkrieg erlebten. Frankreich verbrauchte im Weltkriege 43,3 Millionen Flugschriften, England 19,3 Millionen und Amerika in wenigen Monaten über 3 Millionen. Mit Flugzeugen, Ballons, Minenwerfern und auf manch' anderen Wegen ergoß sich eine wahre Sturzflut von Propagandaschriften auf die Soldaten der Mittelmächte, die nur in bescheidenem Ausmaße mit gleicher Waffe antworten konnten. Wie die Entente aus dem Gefühl der militärischen Unterlegenheit heraus den Kampfwagen auf die Schlachtfelder bringen mußte, so griff sie auch in ungeheurem Ausmaße zur Waffe der Propaganda, als sie sah, daß sie trotz größter ziffernmäßiger Ueberlegenheit mit Armee und Flotte allein dem Kriege keine entscheidende Wendung geben konnte. In Frankreich stützte sich die Propaganda einerseits auf die über die halbe Erde verbreitete „Alliance française“ (Kulturpropaganda), andererseits auf die „Maison de la presse“, auf den „Service de la propagande aérienne“, auf den Minister „pour les missions à l'étranger“ (der Sozialist Franklin-Bouillon!) und auf das „Commissariat général de l'information et de la propagande“. In England finden wir das „War Propaganda Bureau“ (Grey), genannt „Wellington House“, und das „Ministry of Information“ des Lord Beaverbrook („Crewe House“), in welchem bekanntlich Northcliffe die Propaganda gegen Oesterreich-Ungarn leitete. Zu den führenden Persönlichkeiten des gegen Deutschland und Oesterreich-Ungarn inszenierten Propagandasfeldzuges zählten hier noch der Sozialist H. G. Wells und der Pazifist H. W. Steed, zwei Männer, die sich in unserer liberalen Presse besonderer Gunst erfreuen. 1918 fand in London eine interalliierte Propagandakonferenz statt, auf der im besonderen der Lügenfeldzug gegen Oesterreich-Ungarn ausgearbeitet wurde. Die Vereinigten Staaten von Nordamerika schufen sich 1917 ein „Committee on Public Information“. Die Siegespalme der Propaganda gebührt jedoch Wilson persönlich, dem der größte propagandistische Erfolg aller Zeiten — nicht zuletzt mit seinen 14 Punkten! — gelang. Unter seinen Helfershelfern befand sich auch Jul. Röttgen, Korrespondent des „Vorwärts“ und der Wiener „Arbeiter-Zeitung“. Auch in den neutralen Ländern etablierte sich eine wirksame Pro-

paganda gegen die Mittelmächte, vornehmlich in der Schweiz und in Holland. Was in diesem Zusammenhange Thimme berichtet, gehört zu den schandvollsten Seiten des Deutschtums. Eine lange Proskriptionsliste von Männern deutscher Abstammung liegt hier vor, die alle ihr Volk verraten und dem Feind zum Siege verholfen haben: in der Schweiz saßen unter anderen der jüdische Rechtsanwalt Richard Grelling (der gegen Rückgabe seines Vermögens bereit gewesen wäre, seine hochverräterische Tätigkeit zu liquidieren), der sozialistische Journalist H. Roesemeier, der jüdische Schriftsteller H. Fernau, ferner der Bruder Maximilian Hardens, R. Witting, geb. Witkowski, der Sozialist Salomon Grumbach, der jüdische Ueberläufer Balder, geb. Eckstein, von dem das Gedicht vom Köpferrollen der Hohenzollern stammt... ihr Organ war die Berner „Freie Zeitung“, die zu großem Teil die Feindpropaganda speiste. Hierzu kam in Deutschland der ganze Troß der unabhängigen Sozialisten von Cohn und Haase bis Bernstein und Eisner, kam die be-

rüchtigte Denkschrift des Fürsten Lichnowsky gegen die deutsche Regierung, kam endlich die Wiener "Arbeiter-Zeitung", die unter Viktor Adlers Leitung eine besonders bittere Kritik an den deutschen Zuständen übte. In Holland führte das Wort gegen Deutschland der seiner Heimat entflohenen Sozialist Carl Minster. So ist es nicht zu verwundern, dass E. Watson, englischer Pressekorrespondent an der Westfront, schrieb: "Ich würde mich über die Massen schämen, wenn es auch nur einen Engländer gäbe, der, noch dazu gegen Bezahlung, für ein Blatt schriebe, dessen ganz offentsichtliche Tendenz es ist, sein Vaterland in den Augen der Feinde und des neutralen Auslandes herabzusetzen."

In Deutschland selbst versagt, wie so manches andere im Weltkrieg, auch die Propaganda. "Nicht der Mangel an Ideen hat eine deutsche Propaganda unmöglich gemacht, sondern die Verständnislosigkeit der massgebenden Instanzen. Man hat die Hauptursache für das politische Unterliegen Deutschlands im Weltkriege in der Schwäche der politischen Führer, also vor allem der vier Reichskanzler, gesucht. Gewiss mit Recht." Thimme wirft auch die Frage auf, in welchem Ausmasse die Propaganda überhaupt positiv zu bewerten ist. Seine diesbezüglichen Forschungen betreffen in erster Linie Wirkung und Abwehr der Propaganda an den Kampffronten und haben deshalb für den Soldaten höchsten Wert. Auf jeden Fall ist eine Mindereinschätzung der Propaganda nicht am Platz, dafür spricht schon die Tatsache, dass die deutschen Truppen von der Feindpropaganda weitgehend erfasst wurden (und erst recht von der Delchstess der inneren Propaganda) und ihre 1918, sogar vielfach früher erlagen als die Masse der österreichisch-ungarischen Armee. Der grosse Erfolg der Entente-Propaganda lag vor allem darin, dass sie es glänzend verstand (nochmals Wilson!), die nüchterne Tatsache eines Krieges zum Zwecke der Ausschaltung des deutschen Volkes aus dem Wettbewerb um Weltmachtstellung mit einem Propagandaprogramm idealer Ideen zu verhüllen: sie gab vor, für Friede und Abrüstung, Demokratie, Freiheit, Völkervereinigung, Weltgewissen, Selbstbestimmungsrecht, Gleichheit und Fortschritt zu kämpfen und drängte äusserst geschickt die Mittelmächte in die Rolle der Imperialisten, Kriegsschuldigen, Militaristen, Neutralitätsverletzer, Unterdrücker der Nationen und reaktionären Autokraten. So weit auch heute bereits diese grosse Unwahrheit entschleierte ist, kommt man doch nicht aus dem Staunen heraus, dass Millionen Menschen dieser Propaganda zum Opfer gefallen sind: wir haben es mit einem massenpsychologischen Phänomen zu tun und werden gut tun, daraus die entsprechenden Lehren zu ziehen.

In zäher Friedensarbeit muss sein ein Volk, das sich behaupten will, die immer vorhandenen Empfänglichkeit für Feindpropaganda vermindern. Wir leben mitten in einer Propagandatheorie von Wahl zu Wahl und können es leicht verfolgen, wie selbst sogenannte gebildete Kreise im Nebel der politischen Beeinflussung wie ein Rohr im Winde schwanken...wie erst der Soldat an der Front, dem noch weit weniger Mittel zur Ueberprüfung der Propaganda zur Verfügung stehen, wie uns im Frieden. Erziehung zur Vaterlandsliebe und zur Pflichterfüllung in Friedenszeiten, klare und überzeugende Formulierung der Kriegsursachen und der Kriegsziele und schliesslich der militärische Erfolg am Schlachtfeld - das sind die wichtigsten Gegenmittel gegen Feindpropaganda. Ergänzt müssen sie aber werden durch aktive Gegenpropaganda, die neben den silbernen und goldenen Kugeln als Papierkugeln zu den unentbehrlichen Kampfmitteln der Zukunft zählt.

## Die andere Seite.

Wie die Italiener den Krieg mit Österreich sehen.

Unter den zahlreichen italienischen Darstellungen des Krieges mit Österreich haben besonders zwei Werke große Bedeutung, weil sie von hohen Militärs geschrieben wurden und den Verlauf der großen Kampfhandlungen im Rahmen der übrigen innen- und außenpolitischen Geschehnisse zur Darstellung bringen. Das umfassendere Werk ist das Buch von Aldo Boloni: Der italienisch-österreichische Krieg 1915—1918, während ein Buch vom Generalleutnant Schiavini, betitelt „Die Trentoarmee“, eine Gesamtübersicht über die Kämpfe in Südtirol gibt.

Das italienische Militär zu Kriegsbeginn.

Alle, die den Kriegsbeginn mit Italien mitgemacht haben, wird die italienische Feststellung überraschen, daß die Italiener schlecht gerüstet in den Krieg eintraten und daß sie sich noch am 2. August 1914 mit dem Gedanken trugen, an Seite des Dreibundes gegen Frankreich mit sechs Armeekorps zu kämpfen.

Cadorna hatte diesen Plan bis ins Detail ausgearbeitet und dem König vorgelegt, der ihn gutheißt. Um so überraschender kam dann für die leitenden Militärs die Erklärung der Neutralität. Die in den Kämpfen um Tripolis gesammelte Kampferfahrung wurde von den Italienern, als sie in der ersten Zeit die großen Schlachten des Weltkrieges als unbeteiligte Dritte verfolgen konnten, nicht mehr hochgewertet, da die Kämpfe in Tripolis im Vergleich zu den Kämpfen an der Ost- und Westfront als große Jagden zu bezeichnen waren. Der große Mangel an Offizieren bis zum Major machte sich, da es sich in der Vorbereitungszeit auf den Krieg mit Österreich darum handelte, große Massen auszubilden, sehr nachteilig bemerkbar. Diesem Mangel suchte man nun durch Heranziehung von jungen Reserveoffizieren, hauptsächlich aus Studentenkreisen, abzuwehren, und so kam es, daß diese jungen Offiziere, denen einerseits eine gründliche militärische Ausbildung fehlte und denen andererseits nur wenige Unteroffiziere zur Seite standen, eine schwere Aufgabe zugewiesen bekamen, der unter diesen Umständen auch andere nicht voll gewachsen gewesen wären. Über den italienischen Soldaten selbst wird gesagt, daß er schnell begeistert ist, aber auch ebenso schnell ins Gegenteil fällt. Besonders wird hervorgehoben, daß der italienische Soldat bis Karfreit aus Gehorsam gekämpft hat, nach Karfreit aber aus Liebe zum Vaterland. Wenn aber behauptet wird, daß der österreichische Offizier dem italienischen kulturell nachstand und auch der österreichische Soldat minder intelligent war als der Italiener, so mag dies für einige Fälle zutreffen, eine Verallgemeinerung dieser Art ist aber bestimmt nicht am Platz, wie die Italiener auch selbst zugeben, daß ein Soldat aus Kalabrien anders ist als ein Venezianer.

Bezüglich der materiellen Ausrüstung beklagen sich die Italiener über den Mangel an Artillerie und weisen darauf hin, daß die Österreicher ihnen bezüglich der Maschinengewehre zahlenmäßig überlegen waren. Sie schreiben, daß dieser Umstand entmutigend auf den italienischen Soldaten gewirkt habe, weil die Italiener „dem teuflischen Feuer der österreichischen Maschinengewehre“ nicht wirksam entgegenzutreten konnten. Als die Italiener in den Krieg zogen, hatte jedes Regiment nur zwei Maschinengewehre, während die Österreicher gleich zu Kriegsbeginn mit Italien pro Bataillon zwei hatten, deren Zahl sich später auf acht erhöhte. Als Italien in den Krieg zog, hatte es nur 600 Maschinengewehre, während es bei Kriegsschluß deren 14.600 hatte. Weiter führt Italien darüber Klage, daß es zu Kriegsbeginn mit Österreich nur 750.000 moderne Gewehre besaß und die einzige Gewehrfabrik in Turin anfangs nur 2500 im Monat erzeugen konnte. Später stieg die Erzeugung allerdings auf 90.000, aber auch dies war zu wenig, um den Abgang zu decken. Deshalb mußte man auf Bestände an alten Gewehren, System 1870/87 zurückgreifen, von denen noch rund

eine Million, trotz des Abverkaufes an Rußland, in den Magazinen lag. Weiter fehlte es den Italienern bei Kriegsbeginn an automatischen Handfeuerwaffen, so daß nur ein Bruchteil der Offiziere mit automatischen Pistolen ausgerüstet werden konnte. Da nun von den Offizieren alles, was an automatischen Handfeuerwaffen bei den Waffenhändlern aufreibbar war, zusammengelaufen wurde, hatten sie wegen des verschiedenen Kalibers bald Schwierigkeiten mit der Munitionsbeschaffung. Besonders beneidet werden aber die österreichischen Soldaten wegen ihrer sehr guten Ausstattung mit Feldstechern. Während bei den Österreichern alle Offiziere und zahlreiche Unteroffiziere ausgezeichnete Gläser hatten, herrschte bei den Italienern schwerer Mangel, da sie keine Fabrik hatten und auf den Bezug aus Deutschland angewiesen waren, der aber durch den Krieg in Wegfall kam.

Dem oft aufgeworfenen Problem, warum die Italiener zu Kriegsbeginn die schwachen österreichischen Kräfte an der Südwestfront, die an der notwendigen Ausrüstung noch einen unvergleichlich größeren Mangel litten als die Italiener, nicht einfach gleich überrannten, stellen die Italiener die Behauptung entgegen, daß sie nicht über die nötige Anzahl mittlerer und schwerer Geschütze verfügten und deshalb auch die Vorbedingungen für das Überraschungsmoment fehlten, denn sie hätten nur 124 mittlere Geschütze besessen, die auf 28 Batterien aufgeteilt waren.

2. Sept. 1932

## Die Marne Schlacht.

Mit freundlicher Genehmigung des Verlagsgesellschafts Tradition Wilhelm Koll G. m. b. H. entnehmen wir dem vollständig umgearbeiteten und in illustrierten Lieferungen<sup>1)</sup> erscheinenden Werk des Generals v. Kuhl „Der Weltkrieg 1914—1918“ (s. „Wehrzeitung“ Folge 6 v. 1930) folgende Beurteilung der Ereignisse, die nach dem Worte des berufensten Kritikers den „Wendepunkt des Krieges“ darstellen.

Als in der Nacht vom 5. zum 6. September im Hauptquartier der 1. Armee die ersten Nachrichten von dem Zusammenstoß des IV. Reservekorps mit französischen, aus der Richtung von Paris vorgehenden Truppen eingingen, glaubte man zunächst, es mit einem Vorstoß zur Entlastung des hinter die Seine zurückgehenden französischen Heeres zu tun zu haben. Schleunige Verstärkung des Generals v. Gronau war geboten. Noch in der Nacht brach das sofort alarmierte 2. Armeekorps nach dem Durcq auf, wo dessen Kommandierender General v. Linzinger in der ersten Zeit der Schlacht den Befehl tatkräftig und mit unerschütterlicher Ruhe führte. Von vornherein war Generaloberst v. Klud entschlossen, seine Aufgabe offensiv zu lösen. Der Planenangriff sollte nicht abgewehrt, der Feind sollte auf Paris zurückgeworfen werden. Am 6. wurde ein weiteres Korps in der Flanke eingesetzt. Da enthielt der am Abend dieses Tages bei der Obersten Heeresleitung bekannt gewordene Heeresbefehl Joffres den ganzen Ernst der Lage. Nunmehr handelte es sich um einen Gesamtangriff der französischen Armee, die Entscheidungsschlacht war im Gange. Von diesem Augenblick an war der Befehl der Obersten Heeresleitung vom 5. hinsichtlich für sie wie für die einzelnen Armeen kam nur ein Gedanke in Betracht, die große Schlacht unter Zurückstellung aller Bedenken zu gewinnen und alle im Gange befindlichen Maßnahmen auf dieses Ziel umzustellen. Man kann nicht sagen, daß diese Forderung überall rechtzeitig erkannt worden ist.

Generaloberst v. Klud beschloß, dem drohenden Planenangriff durch einen mächtigen Gegenstoß zu begegnen. Er holte zu einem vernichtenden Schlage aus. Der zur Umfassung vorgehende Gegner sollte selbst umfaßt werden. Entschlossen war er auch seine beiden letzten Korps aus der südlichen Richtung in die Front nach Westen herum. In Gewaltmärschen eilten sie auf das Schlachtfeld am Durcq heran. Aus Belgien nachmarschierende und aus der Steppe herangezogene Truppen wurden gegen den Rücken des Feindes angefaßt. In schwerem, hin und her wogendem Kampfe senkte sich die Waage in den Tagen vom 6. bis 8. September immer mehr zugunsten der 1. Armee. Erst am 9. morgens waren die letzten Armeeteile auf dem Gefechtsfelde eingetroffen. Auf dem entscheidenden nördlichen Flügel befaß Generaloberst v. Klud eine erdrückende Ueberlegenheit. Der hier völlig umfaßte Feind wurde geschlagen und wich auf Paris zurück. Am die Mittagsstunde winkte der volle Sieg, in der Ferne sahen unsere Truppen den Eiffelturm über Paris hervorragen. Da traf nachmittags der Befehl zum Abbrechen des Kampfes und zum Rückzug ein. Fassungslos mußten die siegreichen Truppen gehorchen und vom Feinde ablassen. Deutschlands Schicksalsstunde hatte geschlagen. Wie war es dazu gekommen?

Durch das Absinken der 1. Armee nach Westen war zwischen ihr und der 2. Armee eine breite Lücke an der Marne entstanden, durch die die Engländer und ein Teil der Franzosen einzudringen drohten. Generaloberst v. Bülow bog seinen rechten Flügel zurück, zog aber seine hinter diesem Flügel stehende Reserve nach der Mitte, um einem dort drohenden Durchbruch zu begegnen, obwohl er die in der Lücke entstandene Gefahr sehr hoch einschätzte.

Mit größter Sorge sahen die Franzosen in ihrer Mitte und auf dem linken Flügel dem 10. September entgegen. Mit Erstaunen, aber mit höchster Freude bemerkten sie am 10. morgens, daß die Deutschen verschwunden waren. Man atmete auf. So schildern die Franzosen selbst ihre Lage und sprechen von dem „Wunder der Marne Schlacht“.

Wäre der Kampf zu einem deutschen Siege geworden, die Folgen wären nicht abzusehen gewesen. Ein zweiter großer Sieg hätte nach den Augustschlachten die Widerstandskraft der Franzosen nach eigenem Geständnis gebrochen.

Der Ausgang der Schlacht hatte weitreichende Folgen. Vor allem hob er das völlig geschwundene Selbstvertrauen der Franzosen. Eine schnelle Entscheidung des Krieges war für uns nun nicht mehr möglich. Der Fortgang des Kampfes war ein mühseliges Abbringen der Kräfte, ein endloser Stellungskrieg, in dem die Zeit gegen uns arbeitete. Die Schlacht an der Marne war der Wendepunkt des Krieges.

Es wäre jedoch ein kleinmütiges Verzagene gewesen, wenn wir den Krieg nach der Marne Schlacht verloren gegeben hätten. Die Lage nach der Schlacht war keineswegs so ungünstig, daß sie nicht durch einen großen Entschluß hätte gemeistert werden können. Freilich mußte sich der Meister dazu finden. Auch der weitere Verlauf wird zeigen, daß sich noch mehrfach Gelegenheit bot, den Krieg zu einem guten Ende zu führen. Daß es trotzdem nicht gelang, lag an Umständen, die später klargestellt werden sollen.

Deutlich von der 2. Armee vorgehend, war Generaloberst Frhr. v. Hausen mit der 3. Armee auf eine Lücke in der feindlichen Front gestossen. Leider wurde er durch die Hilferufe von rechts und links aus seiner Bahn gebracht und mußte sich, statt geradeaus durch die Lücke hindurchzustossen, nach beiden Seiten teilen. Am 8. aber warf er mit seinem rechten Flügel und dem linken Flügelkorps der 2. Armee, dem Gardekorps, die gegenüberstehende Armee des Generals Foch mit einem mächtigen Stoß zurück. Sein weiteres Vordringen führte am 9. zu einem vollen Sieg bei Fère Champenoise, als auch hier die verfolgenden Truppen mitten im Siegesjubiläum der unfaßbaren Befehl zum Rückzug traf.

Weiter östlich bis in die Gegend von Verdun kämpften die deutsche 4. und 5. Armee, ohne daß bis zum 9. mittags eine Entscheidung gefallen war.

Die Oberste Heeresleitung befand sich während der ganzen Marne Schlacht weitab von dem Schauplatz der entscheidenden Ereignisse in Luxemburg. Aus den eingehenden Nachrichten war die Gefahr zu erkennen, in der der rechte Flügel anfangs schwebte. Statt selbst nach dem bedrohten Punkt zu eilen, entsandte Generaloberst v. Moltke den Oberstleutnant Hentsch, einen klugen, bewährten Offizier, zu den einzelnen Armeen, um sie zum Ausweichen zu veranlassen oder, wenn schon Rückzugsbewegungen eingeleitet wären, diese in Einklang und in die erforderliche Richtung zu bringen. So soll der Auftrag nach verschiedenen Angaben gelautet haben. Hentsch hat ihn anders aufgefaßt und sich zu selbständiger Entscheidung über die Notwendigkeit des Rückzuges für befugt gehalten. Da der Auftrag leider nicht schriftlich festgelegt worden ist, läßt sich die Streitfrage nicht entscheiden. Jedenfalls war eine schwere Entscheidung in die Hand eines verhältnismäßig jungen Offiziers gelegt. Er hat sie nach bestem Wissen getroffen. Ist sie nicht zum Wohle des Vaterlandes ausgefallen, so trifft die Schuld mehr den Auftraggeber als den Beauftragten.

Dom 8. abends bis zum 9. früh weilte Oberstleutnant Hentsch in Montmort beim Oberkommando der 2. Armee. Dort herrschte eine pessimistische Stimmung. Man glaubte die 1. Armee aufs höchste gefährdet und hatte auch von der Lage des eigenen rechten Flügels eine übertrieben ungünstige Anschauung. Vor allem befürchtete man den Durchbruch des Gegners durch die entstandene Lücke. Wenn auch Generaloberst von Bülow zunächst noch den Angriffsgedanken festhielt, so kam man doch überein, daß die Armee am 9. hinter die Marne zurückgehen müsse, wenn die Engländer in der Lücke zwischen der 1. und 2. Armee über die Marne vordringen. Als im Laufe des Vormittags am 9. die bestimmte Meldung hierüber tatsächlich einging, entschloß sich Bülow, in der Ueberzeugung, daß die 1. Armee nunmehr zum Rückzug genötigt sei, zum Rückzug und erteilte mittags den Befehl hierzu, ohne von dem Siege auf seinem eigenen linken Flügel und bei der 1. Armee Kenntnis zu haben.

Inzwischen war Hentsch am 9. vormittags zur 1. Armee gefahren, wo er nach verschiedenen Hindernissen erst kurz nach Mittag eintraf. Er war auf der Fahrt zur Ueberzeugung gekommen, daß die Engländer die Marne überschritten hätten. Die Voraussetzung, unter der die 2. Armee nach der Vereinbarung zurückgehen mußte, schien erfüllt. Hentsch nahm an, daß Generaloberst von Bülow inzwischen diesen Entschluß gefaßt habe. Nun war nach seiner Ansicht der Rückzug der 1. Armee unabwendbar. Es galt, ihn mit der Bewegung der 2. Armee in Einklang zu bringen. Da traf er gänzlich unerwartet das Oberkommando der 1. Armee in voller Siegestimmung. Der nördliche Flügel des Feindes war völlig umfaßt und wich geschlagen auf Paris zurück. In der Lücke an der Marne hoffte man die Engländer durch die getroffenen Abwehrmaßnahmen hinreichend aufhalten zu können, zumal ihr Offensivgeist zutreffend nur gering eingeschätzt wurde. In der Ueberzeugung, daß die 2. Armee den Rückzug bereits angetreten habe, und daß die 1. Armee vereinzelt einer Umfassung durch den über die Marne vordringenden Feind erliegen müsse, befahl Hentsch trotzdem im Auftrag der Obersten Heeresleitung den Rückzug. Den heftigen Widerstand des Oberkommandos überwand er durch den Hinweis, daß die 2. Armee auf ihrem rechten Flügel geschlagen und überhaupt nur noch „Schlache“ sei, und daß sie den Rückzug bereits angetreten habe. Schweren Herzens mußte sich auf diese Darstellung hin Generaloberst v. Klud fügen.

„Das Unbegreifliche wurde Ereignis: Das Westheer wurde aus dem unter blutigen Opfern errungenen Siege durch den Mund des Vertreters der Obersten Heeresleitung in dem Augenblicke zurückgerufen, als es im Begriffe stand, die Früchte der vorausgegangenen Kämpfe zu ernten.“ (Kriegswerk des Reichsarchivs.)

Es steht heute fest, daß der Entschluß des Generals von Bülow zum Rückzug durch die Lage nicht geboten war. Sein rechter Flügel ist am 9. gar nicht angegriffen worden. Auf beiden Seiten war am 9. September eine Krise vorhanden. Die Dinge standen auf des Messers Schneide. Wer die stärkeren Nerven hatte und durchhielt, mußte Sieger bleiben. Am Durcq wie bei Fère Champenoise waren die Franzosen völlig geschlagen. Ob dazwischen die Engländer durch die Lücke an der Marne durchdringen würden, war recht fraglich. Sie gingen nur mit der äußersten Vorsicht gegen und über den Fluß vor, der durch starke deutsche Kavallerie, unterstützt von Infanterie, verteidigt wurde. Wäre der deutsche Sieg am Durcq und bei Fère Champenoise ausgenützt worden, so wären die etwa dazwischen über die Marne vorgedrungenen Engländer und Franzosen selbst aufs höchste gefährdet gewesen.

<sup>1)</sup> Bestellungen wären zu richten an: Dr. Kögler, Vertriebsstelle für nationale Literatur, Berlin NW 21, Waldenser Str. 7.

TAGESPOST (Graz)

№.:

TAG: 3.9.1932

**Österreich-Ungarns letzter Krieg**  
1914-1918.

Herausgegeben vom österreichischen Bundesministerium für Heerwesen und vom Kriegsarchiv. Wien, 1931. Verlag der Militärwissenschaftlichen Mitteilungen. Dritter Band, erste Doppellieferung; 192 Seiten mit neun Beilagen und acht Skizzen.

Nachdem in den ersten zwei Bänden des groß angelegten Werkes, das der alten österreichisch-ungarischen Armee ein letztes hehres Denkmal sehen soll, die Ereignisse von Kriegsbeginn bis Ende August 1915 zur Darstellung gelangt waren, schildert nun die erste Doppellieferung zum neuen Band die Offensive des österreichisch-ungarischen Heeres in Wolhynien und Ostgalizien, „den Feldzug von Rowno“ und die Vorbereitungen zur Eroberung Serbiens im September 1915. Der erste Abschnitt entstammt der Feder des Hauptmannes Wihaupt, jener über den Beginn der Aktion gegen Serbien ist vom Oberstleutnant Mühlfhofer geschrieben. Beiden Teilen vorangestellt ist ein Kapitel „Pläne und Kräfteaufgebot für den Herbst 1915“, in dem der Direktor des Kriegsarchivs Glaise-Horsstenau die Kriegslage der Mittelmächte zu Ende August, die militärischen Maßnahmen gegen Rußland, den Plan einer neuen Offensive gegen Serbien und den Abschluß des Bündnisses mit Bulgarien in treffender, sehr übersichtlicher Weise erörtert, und eine Zusammenstellung der Kriegsgliederungen der an den österreichisch-ungarischen Fronten fechtenden verbündeten und feindlichen Armeen in den Herbstkämpfen 1915. Dem Abschnitt „Der Feldzug von Rowno“ sind rückschauende Betrachtungen“ aus der bewährten

Feder des Oberstaatsarchivars Oberst a. D. Ritzling beigelegt. Nach ihnen verfolgte die Offensive, die das österreichisch-ungarische Nordheer im Spätsommer 1915 gegen das russische Südwestheer führte, das Ziel, die Armeen Swanows von den anderen Heeresgruppen zu trennen, sie entscheidend zu schlagen und dadurch Ostgalizien vom Feind vollständig zu säubern. Durch die Einnahme von Rowno wollte Generaloberst Conrad auch ein Ausfallstor gegen die Ukraine sich verschaffen, um später einen entscheidenden Stoß gegen Kiew und Odessa führen zu können.

Rowno war schon am 24. August in Besitz genommen worden; nun sollte über Lucek gegen Rowno vorgestoßen und zu diesem Zweck der Nordflügel der Russen eingekreist werden. Diese Ziele des Armeekommandos waren in den ersten Befehlen an den Feldzeugmeister Puhallo allerdings nur angedeutet. Dadurch ergaben sich dann Meinungsverschiedenheiten zwischen dem Armeekommando und dem Ersten Armeekommando, die sich namentlich vor Lucek und vor Rowno sehr ungünstig auswirkten. Schon über die Kräftegruppierung und über die Verlegung des Schwergewichtes der Offensive waren die Ansichten nicht einheitlich. Als am 28. August die Mitte der Ersten Armee die Sierna und das 14. Korps Roziszce erreichten, hatte der Russe bereits die Buglinie preisgegeben; am gleichen Tag ließ Puhallo die neuen russischen Stellungen bei Sternabach-Swinichyn angreifen und trachtete durch wichtigen Angriff den russischen Nordflügel zu zertrümmern, während die Heeresleitung durch weitausholende Umfassung gegen Flanke und Rücken des rechten Flügels Swanows wirken

wollte. Am 30. August sollte der frontale Angriff fortgesetzt werden; da griff das Armeeoberkommando ein und befahl „möglichst starke Kräfte über den Styr abwärts und sofort ostwärts vorgehen zu lassen“. Aber als nach Neugliederung der Front dieser Auftrag in Vollzug gesetzt wurde, stießen die Divisionen Kraliceks und Szurmans schon ins Leere, da sich die Russen, ohne besondere Einbuße zu erleiden, schon an das östliche Strzyser zurückgezogen hatten. Die Einkreisung war also mißglückt. Iwanow, ein Stillhalten der österreichisch-ungarischen Front vor dem Szereth geschickt ausnützend, warf dann sein 30. Korps auf seinen Nordflügel.

Erzherzog Joseph Ferdinand, der mit seiner Heeresgruppe die Entscheidung wieder durch eine nach Osten weitreichende Umfassung suchen sollte, hatte inzwischen gegen die russische 8. Armee schwer kämpfen müssen; endlich am 9. September nahm Brussilow seine Front, um sie der Umklammerung zu entziehen, an den Stubiels zurück. Nochmals sollte die 4. Armee die letzte Widerstandslinie vor Rowno durch nördliche Umfassung nehmen. Doch sah sie sich am Stubiels zum Stillhalten verurteilt. Da brach am Abend des 13. September das 30. Russenkorps gegen sie los und drängte sie, Raum gewinnend, in die Abwehr. Da jetzt auch die 5. Armee schwer bedrängt wurde, befahl Conrad am 14. September die Einstellung der Offensive, der wegen fortgesetzter Bedrängung durch die Russen tags darauf der Rückzug an den Styr folgte. So wurde der 4. Armee der nahe Erfolg, die Gewinnung von Rowno, aus der Hand genommen. Nun mußte am 20. September zur Abwehr der russischen Gegenoffensive über und

die letzte österreichisch-ungarische Heeresreserve herangezogen werden; damit waren alle vier vom Nordheer für Serbien bestimmten Divisionen verausgabt; die wenig glücklichen Kämpfe hatten den 1. u. 2. Truppen 230.000 Mann gekostet. Nur mußte deutsche Hilfe in Anspruch genommen werden, die dann die Lage rasch wieder herstellte.

Wohl war Ostgalizien durch den „Feldzug von Rowno“ bis an die Strypa und bis an die Reichsgrenze bei Jalosce vom Feind befreit und in Wolhynien bis an den Styr Raum gewonnen worden, aber der unbefriedigende Ausgang der Offensive hatte auch politische Folgen. Die nach dem Vertrag vom 6. September für den Angriff auf Serbien bestimmten vier Divisionen konnten dorthin nicht abrollen, Falkenhayn mußte sie durch deutsche Kräfte ersetzen. Dadurch sank beim neuen bulgarischen Verbündeten der Einfluß der Doppelmonarchie und stieg im gleichen Maß jener Deutschlands, in dessen Abhängigkeit die österreichisch-ungarische Kriegführung zum Teil geriet. Und doch hatten die Truppen des Habsburgerreiches auf ehrenvolle, auch hervorragende Leistungen zurückzublicken, die sie unter den schwierigsten Verhältnissen und unendlichen Mühen vollbringen mußten. Mit dem Mißlingen des Stoßes auf Rowno und dem vorzeitigen Berebben der deutschen Offensive auf Winst waren die Mittelmächte um einen großen Erfolg gekommen. Immerhin aber hatten die verbündeten Kaiserermächte anfangs Oktober eine strategisch günstige Linie erreicht, die 1300 Kilometer lang, vom Rigaischen Meerbusen bis Czernowitx lief und dadurch allein schon das ungeheuer große Gebiet kennzeichnet, das im Sommer 1915 erobert wurde.

Dr. A. M. M.

16. Okt. 1932

## Die Tragödie des Bundesgenossen.

Von besonderer Seite.

Ein Jahr mag es her sein, daß Werkmann, des letzten Kaisers letzter Sekretär, sein vielbesprochenes Buch „Deutschland als Verbündeter“ (Verlag für Kulturpolitik, Berlin) erscheinen ließ. So wenig der Geschichtsschreiber des Weltkrieges an dieser inhaltsreichen Veröffentlichung wird vorbeigehen können, so sehr wurde auch von den engsten Gesinnungsgenossen des Verfassers von Haus aus bezweifelt, ob dieser wirklich seinen Hauptzweck, nämlich den, dem Andenken seines einstigen kaiserlichen Herrn zu dienen, erreichen werde. Zumal in Deutschland mußten Werkmanns Ausführungen vielfach größten Widerspruch hervorgerufen, und damit auch manche scharfe Kritik an den Geschehnissen und ihren Trägern. Und in der Tat hat es nun den Anschein, daß auch das eben erschienene, vom Generalleutnant v. Cramon gemeinsam mit dem Oberstleutnant Paul Fleck verfaßte Buch „Deutschlands Schicksalsbund mit Oesterreich-Ungarn“ (Von Conrad von Hötzendorf bis zu Kaiser Karl, Berlin, Verlag für Kulturpolitik) durch Werkmanns Publikation „herausgefordert“ worden ist.

General v. Cramon, der sich im Weltkrieg durch vier Jahre als deutscher Militärbevollmächtigter im österreichisch-ungarischen Hauptquartier große Verdienste um die gemeinsame Kriegsführung erworben hat, ließ schon knapp nach Kriegsende ein Buch über seine Kriegserlebnisse erscheinen, das auch heute noch zu den geschichtlich wertvollsten Kriegsmemoiren zählt. Daß er General einen Briefentwurf gezeigt, der mit dem viel-erörterten Kaiserbrief vom 24. März 1917 in dem wichtigsten Punkt nicht übereinstimmte, von ihm aber als der allein gültige angegeben wurde, Daß Erlebnisse solcher Art es Cramon schwer machen, dem Kaiser gegenüber historische Distanz zu gewinnen, ist gewiß begreiflich — ebenso aber, daß damit die geschichtliche Objektivität vielfach zu kurz kommt.

Was das Verhältnis Franz Josefs und Franz Ferdinands zu dem jungen Erzherzog Karl Franz Josef anlangt, so muß man wohl sagen, daß Cramons Hauptquelle, das Franz Josef-Buch von Josef Schneider, durch andre Mitteilungen, so zuletzt auch durch Siegharts Werk, weit überholt ist. Großontel und Onkel waren doch darin eines Sinnes, daß der Nefte ein „netter junger Mensch“ sei. Auch die Angabe, Franz Ferdinand habe sich um die Erziehung des Neffen gar nicht gekümmert, hält einer ersten Kritik nicht stand, wie man in Glaise-Horstenaus „Katastrophe“ nachlesen kann. Richtig ist, daß der alte Kaiser über Karls Heirat nicht entzückt war, und ebenso trifft die dem Buche Schneiders entnommene Mitteilung zu, daß sich der junge Erzherzog nach der Beisezung in Artstetten ziemlich „kriegerisch“ gestimmt gezeigt habe. Damals sprach eben noch der Dragonerittmeister, während in den Jahren 1917 und 1918 schon der von einem starken dynastischen Selbsterhaltungstrieb erfüllte Herrscher zu Worte kommen sollte.

Daß der Einfluß geistig regerer Frauen aus entthronten Fürstenhäusern (mit aller Denkungsweise der „Könige im Exil“) am Hofe Karls mehr als erwünscht wirksam war, ist nicht in Abrede zu stellen. Wenn jedoch Cramon, an diese Tatsache anknüpfend, für Czernin besonders eifrig eine Lanze bricht, so wird man ihm darin nur sehr bedingt Gefolgschaft leisten können. Czernins Begabung stand sicherlich außer Frage, aber ebenso der verhängnisvolle Einfluß, den überreizte Nerven und ein unbändiger Ehrgeiz auf sein Tun und Lassen ausübten. Richtig ist, daß Czernin von dem schon erwähnten Kaiserbrief nichts gewußt hat. Doch ist zu sagen, daß der Minister den Prinzen Sixtus immerhin nach Wien gerufen hat und daß er ihn erst dann mit dem Kaiser allein ließ, als er Staltzeis unter seinen Füßen fühlte. Und als Kenner des Hofes hätte er mindestens in dem Augenblick, da Clemenceau, ein Jahr später, die ersten Andeutungen über den Sixtus-Brief fallen ließ, vorsichtig sein und sich — nicht dem Kaiser, aber der Institution zuliebe — anders benehmen müssen, als er es tat. Im übrigen lesen wir bei Cramon selbst einen Beitrag darüber, wie der Graf seine Pflichten als Minister auffaßte. Als der preussische General, vom Kaiser geschickt, in der Erzberger-Angelegenheit zu ihm kam, beeilte sich der Minister vor allem, seinen Herrscher zu desavouieren, statt ihn irgendwie zu decken. Und ebenso ist er nach dem Aufkommen der Sixtus-Affäre verfahren.

Cramon lehnt die von Werkmann wie von manchem Gesinnungsverwandten verfochtene These ab, es sei 1917 sozusagen nur von der guten Wiene Deutschlands abhängig gewesen, zu einem annehmbaren Frieden zu gelangen. Darin wird man ihm nur beistimmen. So sehr die Entente in jenem Jahre bemüht war, Oesterreich-Ungarn von seinem Bundesgenossen abzuspännen, so wenig zeigte sich bei den verschiedenen Friedensführlern eine Lösung, die nach der damaligen Lage — Hinweise auf die unendlich schlechteren Ergebnisse von Versailles 1919 ändern nichts daran — für Deutschland annehmbar gewesen wäre. Nebenbei erwähnt, kommt in diesem Belange auch R. v. Lama in seinem jüngst erschienenen Buche über die Vermittlung des Papstes Benedikt XV. (Verlag Kösel und Bueket, München) zu einem unrichtigen Schluss, wenn er die Dinge so darstellt, als wäre durch einen offenen Verzicht Deutschlands auf Belgien der Friede schon gewonnen gewesen. Dennoch war es ein schweres Versäumnis, dass eine solche Erklärung nicht abgegeben worden ist, mag immerhin — wie Cramon mitzuteilen weiss — sogar der biedere König von Bayern noch im Frühjahr 1918 der Meinung gewesen sein, Belgien dürfe " schon wegen der Flamen " nicht ganz aufgegeben werden.

1917

Um zu zeigen, welch wenig bequemer Bundesgenosse Kaiser Karl gewesen ist, druckt Cramon am Schlusse seines Buches aus Werkmann den Entwurf zu einem Briefe ab, den der Kaiser im Mai 1917 an Czernin gesendet hat und doch senden wollte. Der Kaiser macht in diesem Schriftstück kein Hehl aus seiner geringen Sympathie für die ihm vor allem durch die Gestalt Ludendorffs verkörperten Verherrschungsbestrebungen Preussen-Deutschlands. Und wenn man auch nicht gerade schwören könnte, ob in Deutschland (allerdings von anderer als kaiserlicher Hand) nicht auch ähnliche Briefe über Oesterreich umgelaufen sind, so kann man doch auch nicht verlangen, dass die Ausführungen jenes Kaiserbriefes für den deutschösterreichischen Leser eine Augenweide zu sein hätten. Der unbekümmert saloppen Ausdrucksweise entkleidet, enthält der Brief aber doch auch Gedanken, denen der rein historische Beurteiler nicht ausschliesslich negativ gegenüberstehen kann. Man mag schliesslich bedenken, dass das von uns Deutschösterreichern so begeistert begrüßte "Mitteleuropa" Neumannscher Prägung vier Fünfteln der Einwohner Oesterreich-Ungarns ganz ebense ein Dorn im Auge gewesen ist, wie dem jungen unglücklichen Kaiser - von der Entente gar nicht zu reden, die in einem solchen Mitteleuropa das schwerste Friedenshindernis erblickt hätte. Und wenn schon kein anderer Gedanke im Kaiserbrief ernst genommen werden dürfte, so musste es doch der Wunsch sein, Oesterreich-Ungarn als Brücke zwischen Deutschland und Frankreich zu sehen, ein Wunsch, dem auch aus der heutigen Perspektive die Grösse nicht abzusprechen ist.



Wie Sonntag

Die Kaiserliche Hofbibliothek  
in Wien  
Bestandteil der  
Österreichischen  
Nationalbibliothek  
In Wien  
1917

TAGESPOST (Graz)

Nr.:

TAG: 16. 10. 1932

Die andere Seite.

Der erste Aufsatz befand sich im Blatt vom 28. August.

II.

Die österreichische Maioffensive 1916.

Wenn auch Cadorna, der Generalissimus der italienischen Armee, als Lehrer der Kriegsschule in Turin gewohnt war, jeden Hinweis auf die Gefahr einer allfälligen österreichischen Offensive aus Südtirol, über die Hochfläche der Sieben Gemeinden, mit den Worten abzutun: „Die Gefahr einer österreichischen Offensive aus Südtirol besteht nicht“, so hat er sich doch selbst Lügen gestraft. Man weiß, daß Italien große Geldopfer für den Ausbau eines modernen Fortgürtels in eben jener Stoßrichtung ausgegeben hatte, wie sich auch Italien gegen einen österreichischen Vorstoß aus Kärnten, durch die Sperre Chiulaforte im Fellatal, und durch die Fortanlagen bei Pieve di Cadore zu sichern suchte.

Das Kommando über die italienischen Truppen im Trentino führte seit Kriegsbeginn der Kommandant der ersten italienischen Armee, General Roberto Brusati. Am 30. April 1916 inspizierte Cadorna die Truppen an dieser Front, denen im ersten Kriegsjahr nur drei österreichische Divisionen gegenüberstanden waren. Die Italiener hatten schon um diese Zeit durch zahlreiche Überläufer, darunter auch Offiziere, von der bevorstehenden österreichischen Offensive Nachricht erhalten. An Stelle der drei Divisionen standen jetzt den Italienern 18 kriegserprobte Divisionen gegenüber. Noch am 8. April versicherte Cadorna Offizieren, die auf die drohende Offensive hinwiesen: „Der Feind wird nicht angreifen, seine direkt ostentativ erscheinenden Truppenbewegungen maskieren andere Absichten.“

Anlässlich seiner Inspizierung fand nun Cadorna, von Bassano aus die Front besuchend, daß seine Anordnungen nur zum geringsten Teile befolgt worden waren und deshalb enthub er kurzerhand den bisherigen Kommandanten General Brusati und ersetzte ihn am 9. Mai durch den kriegserfahrenen Generalleutnant Pecori Giraldi. Dieser General hatte sich in Tripolis ausgezeichnet, war aber Intrigen militärischer Kreise zum Opfer gefallen. Bei Beginn des Krieges mit Österreich betraute ihn Cadorna mit dem Kommando einer Division am Isonzo und im August 1915 rückte er zum Korpskommandanten auf. Diesen Mann stellte Cadorna an die Spitze der 600.000 Mann zählenden italienischen Trentino-Armee und sandte ihm, um doch gegen alle Möglichkeiten gewappnet zu sein, noch 10 Brigaden und 10 Alpinibataillone und überdies wurde am 9. Mai aus Albanien die 44. Division, bestehend aus den Brigaden Puglie und Verona abberufen, um nach Südtirol verschoben zu werden.

Der erste Ansturm der Österreicher traf am 16. Mai 1916 die Brigaden Rom (IR. 79 und 80), Ancona (IR. 69 und 70) und Cagliari (IR. 63

und 64), dann auf die Alpinigruppe Verona und auf Territorialmiliz (Landsturm) und brachte sie zum Weichen, wobei zahlreiche Italiener vom österreichischen Angriff noch in den Kavernen übertrastet und gefangen wurden. Den zurückflutenden Italienern kam die Brigade Sesia (IR. 201 und 202) zu Hilfe, während den Monte Coston, gegen die Angriffe der 59er (Salzburger) und 14er (Linz), das Alpinibataillon Vigenza verteidigte. Nun klammerten sich die Italiener an den Monte Maggio, der den Übergang vom Terragnolotal zum Laghibeden sperrt. Das alles zermalmende österreichische Artilleriefener machte die verzweifelte Gegenwehr der Brigade Sesia und der zur Unterstützung herbeigezogenen Mineur- und Sappeurabteilungen zunichte, und die zu Hilfe herbeieilende Brigade Novara (IR. 153 und 154) und fünf Alpinibataillone blieben im österreichischen Feuer liegen, ehe sie die Stellung erreicht hatten. Den Col Santo, der das Ballarsa sperrt, verteidigten die Brigaden Laro und Mantua und auch später die Brigade Rom. Aber auch diese wurden trotz aller Tapferkeit von der 9. österreichischen Gebirgsbrigade (Landeschützen) geworfen, weil die italienischen Artilleristen, von der Panik erfaßt, beim gemeldeten Anmarsch der ersten österreichischen Patrouillen ihre Geschütze zum Teile sprengten, zum anderen Teile im Stich ließen und weil, Abteilungen der Territorialmiliz vom 44. Regiment, obwohl sie schon mehrere Tage die Kämpfe gewohnt waren, beim Anstichtwerden der ersten Österreicher Hals über Kopf Reißhaus nahmen und ihre Offiziere keine Macht mehr über sie gewinnen konnten.

In dieser kritischen Lage rettete der alte Alpinigeneral Dro die Lage, indem er mitten im Getümmel Bersprengte sammelte und mit Teilen der zur Verstärkung herbeigeeilten Brigade Volturmo (IR. 217 und 218) den Monte Pasubio besetzte. Hier zeigte es sich an zwei Stellen wieder, was oft ein Kampfmoment, gut ausgenützt, im Krieg für weitgehende Folgen haben kann. Der erste Fall betrifft den Kampf um die Cogni Jugna zwischen Etschtal und Ballarsa. Nachdem die Österreicher unter blutigen Kämpfen die italienischen Vorstellungen auf der Jugna Torta erobert hatten, sollte die Cogni Jugna erobert werden, die mit dem ersten Gipfel durch einen nur 50 Schritte breiten Grat verbunden ist. Die abgekämpften Österreicher stießen aber nicht nach, weil sie nicht wußten, daß die stark ausgebauten und kavernierten Stellungen fast unbesezt waren. Als sie nun am nächsten Tag nach starker Artillerievorbereitung angriffen, schlug ihnen heftiges Feuer entgegen, denn mittlerweile waren in der Nacht die Stellungen vom 114. italienischen Infanterieregiment bezogen worden und der Berg blieb trotz großer Blutopfer der Salzburger weiter italienisch. Dabei sei erwähnt, daß sich ein Fall ähnlicher Art dann noch einmal im Herbst 1917 beim Monte Grappa wiederholte.

TAGEPOST (1916)

LAB: Nr. 10.133

Der zweite Fall betrifft den Pasubio, der mit seinen 2236 Meter wie eine natürliche Festung zwischen Etsch und Ballarza aufragt und den Weg nach Schio sperrt. Hätte damals der italienische General Dro nicht geistesgegenwärtig mit eilig zusammengerafften Truppen diesen Gipfel besetzt, so wäre er den Kaiserjägern in die Hände gefallen. So blieb nun dieser Berg, der von den Italienern den Namen „Thermopylen Südtirols“ bekam, bis zum Kriegsschluss das Kampfobjekt zwischen den Italienern (Brigade Verona und IR. 218 und 219) und den Kaiserjägern, und forderte, wie der Col di Lana, beiderseits furchtbare blutige Opfer, sowohl im offenen Kampf wie auch im Minentrieg. So kosteten die Kämpfe am 1. und 2. Juli 1916 allein den Italienern 600 Tote und rund 2000 Verwundete, weil sie in nicht ausgebauten Stellungen dem schweren österreichischen Artilleriefener fast schußlos preisgegeben waren.



## „Granaten und Lawinen.“

Ein neues Buch Fritz Webers.

Im Steyermühl-Verlag, Tagblatt-Bibliothek, Leipzig-Wien-Berlin, ist nun unter dem Titel „Granaten und Lawinen“ das fünfte Buch Fritz Webers über den Krieg an der österreichischen Südwestfront erschienen. Damit ist ein natürlicher Abschluß der Serie erreicht, obwohl die in diesem Band geschilderten Ereignisse in der zeitlichen Reihenfolge allem bisher Erschienenen voranstehen. Zu den alten Vorzügen der Weberschen Darstellung, dem Leser die großen Zusammenhänge der Kriegsgeschehnisse zu vermitteln und Oesterreichs großem Heldenkampf bei möglichster Objektivität gerecht zu werden, kommt nun eine neue Leistung, in der Weber mit den Verfassern berühmter Kriegsbücher zum erstenmal in Wettbewerb tritt. Da in dem neuen Band das Schicksal des Werkes Verle in Südtirol und anderer, sozusagen isolierter Stützpunkte der damals sehr lückenhaften Front behandelt wird, ergibt sich die künstlerische Notwendigkeit, das Martyrium des Kriegserlebnisses im engsten Umkreis und folglich auch am einzelnen zu schildern. Es geschieht natürlich nicht romanhaft, wie in dem größten Teil der Kriegsliteratur, sondern gleichsam tagebuchartig, so daß der Leser das Gefühl hat, den ungeschminkten Bericht eines Augenzeugen vor sich zu haben, wobei ihn die packende, lebens- und todgetreue Schilderung zwingt, alles miterleben. Ist es hier die fürchterliche Wirkung der Artillerie, der grauenhafte Bereich der Granaten, so führt Weber im zweiten Teil den unterirdischen Kampf mit Dynamit, den Wettlauf der italienischen und österreichischen Sappeure unter dem Simone vor. Der Sprengung dieses Gipfels geht die grausamste Spannung voraus, und wir ahnen, wie den Tapferen, die zu diesem Maultwurfsdasein verurteilt waren, zuzunehmen war. Dann schildert der Verfasser den Gebirgskrieg im Winter, die weiße Wüste des Pasubio. Der Feind hat einen neuen, einen fürchterlichen Verbündeten in den Lawinen, und auch der Erfrierungstod hält keine überreiche Ernte. Dazu kommt auch hier die Minierarbeit, kurzum, man erlebt noch einmal Trenkers erschütternden Film „Berge in Flammen“, zu dem ja die hier geschilderten Ereignisse Anregung gewesen sein dürften. So ist auch dieser letzte Band Webers ein eindrucksvollstes Heldentuch österreichischen Kriegserlebens.

E. d. P. Danzky.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 293

TAG: 23.10.1932, 19f.

**Die andere Seite.**

III.

**Mai-Offensive und Stillstand.**

Der Hauptstoß des 3. Korps traf, wie schon erwähnt, zuerst die italienische 34. Infanteriedivision, die, wie alle Truppen auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden, dem General Requio unterstand. Von den dortigen italienischen Truppen war aber eigentlich nur die Brigade Iorea (IR. 161 und 162) voll kampffähig, während die Brigade Salerno (IR. 89 und 90), die blutige Kämpfe an der Monzofront hinter sich hatte, abgekämpft und müde war. Auf die in der Reserve befindlichen Miliztruppen war, wie schon erwähnt, kein Verlaß. Die Brigade Lambro aber war erst neu aufgestellt an die Front gekommen und hatte keine Kriegserfahrung. Alle diese Truppen (die Brigade Iorea hatte vor der Offensive die Stellungen zwischen der Asfa-Schlucht und der Cima Dobici besetzt gehalten) wurden geworfen und beim Kampf um die Blockhäuser bei Fort Vezzana mußten sich die letzten Verteidiger (Alpini vom Bataillon Adamello) und Teile des italienischen Infanterieregiments 89 den Österreichern vom 3. Korps ergeben, nachdem der größte Teil der übrigen Truppen im österreichischen Trommelfeuer liegen geblieben war.

Der österreichische Angriff rollte unaufhaltbar weiter. Die Brigade Lambro und das 20. Regiment Territorialmiliz (Vandsturm) stellten sich den Steirern vergeblich entgegen. Am Abend sammelte der Brigadier General Del Antonio die letzten Trümmer von vier Brigaden und suchte mit zwei Bataillonen Miliz und Finanzern die Asfa-Schlucht zu sperren. Vergeblich. Die Österreicher nahmen die Bocchetta samt der ganzen dort eingebauten Artillerie und zermalmten die heraneilende Brigade Alessandria, die, von Albanien herübergekommen, in Eilmärschen auf die Hochfläche verschoben und dort sofort eingesetzt worden war. Wilde Panik hatte die Italiener ergriffen und selbst persönlicher Mut einiger hoher Offiziere, wie des Generals Roffi, der verwundet wurde, konnten die Sache nicht mehr retten. Die Cima Portule fiel in die Hand der Österreicher und wurde auch gegen einen Gegenangriff der Brigade Lombardia gehalten. Nun wälzten sich die Truppen des 3. Korps über das Galmarratal unaufhaltbar vorwärts und die Italiener konnten erst wieder auf dem Monte Zebio Widerstand leisten, wo Truppen aller geworfenen Brigaden bunt durcheinandergewürfelt, vermischt mit Alpinitruppen und Nesten der Milizregimenter und Bersaglieriabteilungen, Widerstand leisten sollten. Mittlerweile trafen auch 22 frische italienische Bataillone als Verstärkung ein, doch konnten diese nicht viel helfen, weil die Truppen fast ohne Geschütze dastanden. Bei den nun folgenden Rückzuggefechten auf die Berge südlich von Asiago zeichnete sich besonders die Brigade

Cantanzaro und eine Brigade Granatieri aus, die die Asfa-Schlucht gegen die Österreicher verteidigten.

In diesen schicksalsschweren Tagen begannen sich in der Seele des italienischen Soldaten Gewissensbisse darüber zu regen, daß man die stärksten Bergfestungen so rasch verlassen hatte und jetzt der Feind vor dem Abstieg in die Ebene stand. In diesen Tagen rollten nun von der Monzofront Truppen heran. General Requio forderte von allen Frontteilen jene Alpinitruppen als Verteidiger an, deren Heimat jetzt unmittelbar von den Österreichern bedroht war. Außerdem drohte jedem, der die Stellung verlassen würde, der Tod durch Erschießen. Trotz alledem konnte nicht verhindert werden, daß die Grazer 27er und 65. 2 den Monte Meletta erstürmten, der von der Brigade Etna und von Alpinitruppen verteidigt wurde, die von der Kärntner Front abgezogen worden waren. Umsonst war die heldenhafte Gegenwehr, wobei der italienische General Prestinari als Kämpfer im vordersten Graben durch eine österreichische Handgranate fiel.

Während dieser Ereignisse östlich von Asiago tobten schwere Kämpfe westlich von Arsiero im Gebiet des Monte Priafora, wo die Kaiserjäger vom 1. und 4. Regiment gegen die Brigaden Cagliari (IR. 163 und 164), Ancona (IR. 69 und 70) und Ravenna (IR. 37 und 38), weiter gegen vier Alpiniataillone und Carabinieri kämpften. Im ganzen standen dort sechs Bataillone Kaiserjäger 26 italienische Bataillone gegenüber.

Die Überlebenden der vom 3. Korps geworfenen Brigaden hatten sich auf dem Monte Caberlaba, Monte Lemerle und Sisemol gesammelt, als am 7. Juni ein furchterliches Trommelfeuer aller Kaliber den weiteren Angriff der Österreicher auf den Caberlaba und Monte Lemerle einleitete. Nachdem ganze Kompagnien der Italiener vom Artilleriefeuer weggefegt worden waren, entrißen die Österreicher den Italienern der Brigade Forli die Spitze des Berges. Nun wäre nur noch eine Berggruppe zu nehmen gewesen und der Weg nach Trienne und Vicenza wäre frei gestanden. Soweit sollte es nicht kommen.

Schon am 10. Juni traf die 33. italienische Division mit den Brigaden Liguria (IR. 157 und 158) und Udine (IR. 95 und 96) zur Verstärkung ein und hatte am 16. Juni den letzten Stoß der österreichischen Offensive empfangen, denn mittlerweile hatte die Brusilow-Offensive den Abtransport großer Truppenmengen notwendig gemacht. Italien rechnete aber noch immer mit der Möglichkeit eines weiteren Vorstoßes der Österreicher in die Ebene und stellte zu diesem Zweck eine neue 5. Armee unter General Frugoni auf. Diese bestand aus fünf Armeekorps und einer Kavalleriedivision. Von dieser Armee ging nun die italienische Gegenoffensive aus.

Der Stoß der italienischen Gegenoffensive sollte gegen den rechten Flügel der halbkreisförmig verlaufenden österreichischen Front in der Richtung über den Pasubio und gegen den linken Flügel über die Cima Duodici ins Suganertal erfolgen. Gegen den linken österreichischen Flügel rückten die Brigaden Benevent und Bari, unterstützt von vier Alpinibataillonen, vor. Sie holten sich aber nur blutige Köpfe und der Kommandant der Brigade Benevent fiel vor dem österreichischen Drahtverhau. Am Monte Zebio griff die Dreierschützen die

Brigade Mailand an, doch konnte sie trotz ihrer hohen Verluste — 58 Offiziere und 1242 Mann tot — keinen durchschlagenden Erfolg erringen. Der Angriff dreier weiterer Brigaden, sowohl auf den Monte Zebio wie auf den Monte Interotto auf die Stellungen der Kaiserjäger im Vaghibecken und den Monte Ortigara scheiterte ebenfalls unter schweren Verlusten für die Italiener. Der 24. Juli brachte dann endlich die Einstellung aller Offensivhandlungen. Die 1. italienische Armee bezog wieder Verteidigungsstellungen, während die überzähligen Truppen wieder an den Isonzo rollten, wo sie im Kampf um Görz eingesetzt wurden.



## Die andere Seite.

IV.

Der Monte Grappa — eine veräumte Gelegenheit.

Es wurde in den vorangegangenen Artikeln darauf hingewiesen, daß der durch mehr als zwei Jahre hartumkämpfte Pasubio, der den Übergang von Rovereto durchs Ballarja nach Schio sperrt, den Österreichern mühelos im Frühjahr 1918 in die Hände gefallen wäre, wenn ihn nicht der greise Alpinigeneral Oro mit einem Häuflein Bersprenger besetzt und gegen die ersten Angriffe der Kaiserjäger gehalten hätte. Ein ähnlicher Fall wiederholte sich dann beim Angriff der Salzburger auf die Corni Jugna (zwischen Etschtal und dem Ballarja), wo die erschöpften Österreicher sich nicht zu einem sofortigen weiteren Angriff auf die mit der eroberten Jugna Torta durch einen schmalen Grat verbundene Corni Jugna entschließen konnten, da man nicht wußte, daß der Berg fast unbesezt war. In der Nacht erstieg das italienische Regiment 114 diesen Berg und als am nächsten Morgen der österreichische Angriff einsetzte, prasselte ihm ein verheerendes Feuer entgegen und der Angriff scheiterte. Nun sollte sich im Herbst 1917 ein dritter Fall dieser Art zutragen.

Obwohl durch den Durchbruch bei Flitsch die ganze italienische Sonzofront und ein paar Tage nachher auch die italienische Front gegen Kärnten ins Wanken kam, setzte in Tirol der Abzug der italienischen Truppen erst am 4. November ein, nachdem die Bosniaken der 55. Division bei Corvino als erste Truppen den Tagliamento überschritten hatten. Damals stand auf der Hochfläche der Sieben Gemeinden unser 3. Korps, nordöstlich davon das 20. Korps unter General Roth zum Angriff auf die italienischen Gebirgsstellungen bereit. Am Songo wollte man ursprünglich die Italiener nur bis zur Grenze zurückdrängen und erst anlässlich der Besprechungen, die am 15. September 1917 in Baden in Gegenwart des deutschen Generals Below stattfanden, einigte man sich auf eine Ausdehnung der Offensive bis zum Tagliamento. Als dann dieser überschritten war, stellte man am 4. November die Erreichung der Brenta als weiteres Operationsziel hin. Wäre nun das 20. Korps imstande gewesen, geballt nach Süden vorzustößen, so wäre das gelungen, aber die Zusammenziehung dieses Korps ließ sich nicht so ohneweiters bewerkstelligen, weil einerseits diesem Korps ein Frontstück von 150 Kilometer zugewiesen war, das sich von der Brenta bis zum oberen Songo erstreckte, und andererseits die Italiener erst am 4. November von der Tiroler Front zurückzuziehen begannen. Anstatt nun das ganze 20. Korps aus dem Fleimstal über Primör in der Richtung auf Fonzafo und Feltra vorstößen zu lassen, konnte in dieser Richtung nur die dort kämpfende 9. Gebirgsbrigade unter dem Kom-

mando des Obersten Vercher, die sechs Kaiser-schützenbaone und rund ein halbes Duzend Batterien zählt, in Marsch gesetzt werden, die auf Truppen der 4. italienischen Armee stieß. Als nun am 5. November die Italiener auch ihre Stellungen in den Fassaner Dolomiten und an der Fleimstalfront zu räumen begannen, stießen die Untrigen nach und besetzten einerseits San Martino di Castrozza, während die Kaiser-schützen, aus ihren Stellungen am Cauriol und Col Torondo (2167 Meter) vorstößend, nach Primör kamen. Am Ausgang des Tales erheben sich dort nun drei Berge in der Höhe von rund 1700 Meter und die dort eingekesselten Italiener hielten mit ihren Batterien den Vormarsch auf, bis durch ein Über-rumpelungsmanöver von Teilen des 39. 84 die Italiener zur Räumung gezwungen wurden.

Weil ein großes Stück der Straße gesprengt war, mußten die Österreicher die Maschinengewehre und die Gebirgsgeschütze schleppen und kamen so abgehetzt vor den italienischen Sperrforts bei Fonzafo an. Kaiser-schützen und Baone von 84 und vom Cillier Hausregiment 87 nahmen diese fast ohne Artillerievorbereitung im Sturm. Damit war die 9. Gebirgsbrigade am linken Flügel der von FM. v. Conrad für den Angriff auf die Berge der Hochfläche bereitgestellten Armee angekommen, wo FM. v. Conrad nach zögerndem Vortasten eine Erstarkung des italienischen Widerstandes feststellen konnte. Während sich nun angesichts des Grappa die österreichischen Truppen zu sammeln begannen, um den entscheidenden Schlag gegen den Grappa zu führen, verbrannten die Italiener im Brentatal, noch von der Panik erfaßt, ihre Magazine und nur wenige Baone waren als Nachzügler festzustellen. Die in Fonzafo angelangte 9. Gebirgsbrigade konnte aber nicht gegen das Grappamassiv vorrücken, weil ihre Truppen durch die Kämpfe um die italienischen Panzerwerke bei Fonzafo zu sehr abgekämpft waren und weil sie wegen der vielen Straßensprengungen ohne schwere Artillerie da stand und diese ihr erst auf dem Bahnweg über Trient nachgeschafft werden mußte. Doch wäre es möglich gewesen, die von den Italienern spärlich besetzten Vorkuppen des Grappa, Mt. Tomatico, Mt. Peurna usw. zu besetzen und so den späteren Angreifern den Weg zu ebnen, dem schon ein paar Tage nachher 43 italienische Baone und rund 40 Batterien gegenüberstanden. Schon beim ersten

Angriff konnten die Italiener die Österreicher am Mt. Roncone und am Mt. Tomatico zurückschlagen, während der Mt. Peurna von den Österreichern besetzt wurde.

TAGESPOST (Graz)

Nr.:

TAG: 26. 11. 1932

### Deutschlands Schicksalsbund mit Österreich-Ungarn.

Von A. v. Cramon, Generalleutnant a. D. und Generaladjutant Kaiser Wilhelms II., und Paul Fied, Oberstleutnant a. D. Berlin, 1932. Verlag für Kulturpolitik.

Generalleutnant v. Cramon hat als bevollmächtigter General der deutschen Obersten Heeresleitung beim österreichisch-ungarischen Armee-Oberkommando während des Krieges sowie als der Person der beiden Kaiser — Franz Josef und Karl — zugeteilter General die Ereignisse des Weltkrieges von einer Warte aus gesehen, die keinem anderen Offizier zugänglich war. Relativ spät erscheint dieser Beitrag zur Geschichte des Krieges aus berufener Feder. Der Inhalt des Buches stützt sich auf Selbsterlebtes, auf Überkommenes von Feldmarschall Conrad und anderen österreichisch-ungarischen Offizieren, auf die Erinnerungen aus den nachgelassenen Papieren eines persönlichen Ratgebers der Krone, die von Dr. Josef Schneider in Wien der Öffentlichkeit übergeben wurden, und schließlich auf ein umfangreiches Aktenmaterial. Stellenweise nimmt das Werk einen polemischen Charakter an, wo es sich gegen das Buch von Freiherrn von Bertmann „Deutschland als Verbündeter“ wendet. General Cramon anerkennt die treue Anhänglichkeit und anständige Gesinnung Bertmanns, fühlt sich aber zur Wahrung der historischen Wahrheit verpflichtet, viele seiner Ansichten richtigzustellen. Oberstleutnant Fied, Generalleutnant Cramons „rechte Hand“ im österreichisch-ungarischen Hauptquartier, ist Mitarbeiter des Buches.

Aus der Fülle des hochinteressanten Inhaltes sei mit Genugtuung hervorgehoben, daß sich der Autor einer aner kennenswerten Objektivität bei der Beurteilung der Leistungen von Führung und Truppen der verbündeten Österreicher befleißigt. Wie ein roter Faden zieht sich durch das Werk die Feststellung der durch das Fehlen eines einheitlichen Oberbefehls verursachten Versäumnisse bei der Ausnützung strategischer Vagen. Generalleutnant Cramon findet warme Worte für die Art der Führung des Oberkommandos durch Erzherzog Friedrich und zollt dem Führertalent Conrads rückhaltlose Anerkennung. Er rühmt die Anlage und Durchführung der Eröffnungsoperationen Conrads, die bei allen Verlusten den Erfolg brachten, die russische Dampfwalze aufgehalten zu haben.

Zu der vielumstrittenen Frage, wem das Verdienst um das Zustandekommen der erfolgreichen Maioffensive 1915 gegen Rußland gebührt, schreibt Cramon: „Conrad hat der Obersten Heeresleitung Gorlice als Angriffspunkt bezeichnet und nicht die Oberste Heeresleitung ihm.“ Ebenso objektiv bleibt Cramon bei der Beurteilung der in der Folge immer schärfer hervortretenden Differenzen zwischen Conrad und Falkenhayn. Sehr scharf wird hingegen

das Urteil Cramons über Kaiser Karl in dem Kapitel „Der Kampf um den Frieden“. Er bringt zum Schluß den Brief Kaiser Karls an seinen Außenminister, Grafen Czernin, vom Mai 1917 im Wortlaut, der von Freiherrn von Bertmann in „Deutschland als Verbündeter“ veröffentlicht wurde. In diesem finden sich Stellen: „Ein eklatanter militärischer Sieg Deutschlands wäre unser Ruin.“ „... und resumierend glaube ich, daß für Österreich die einzige Möglichkeit, gut aus dieser Schlamassel herauszukommen, ist, ein Friede ohne Anagnon und nach dem Kriege außer Deutschland als Gegengewicht ein Bündnis mit Frankreich“. In diesem Brief sieht Generalleutnant Cramon die Bestätigung alles dessen, was er auf Grund seiner Erfahrungen gegen Kaiser Karl zu sagen hatte. Hervorgehoben muß werden, daß Cramon alle Vorgehen über die Einflußnahme der Kaiserin Zita auf die Kriegsmassnahmen zurückweist.

Jeder alte Österreicher wird es mit Genugtuung begrüßen, daß die Schlussworte des Buches unserem alten Kaiser Franz Josef gewidmet sind. „Franz Josef war ein Herrscher und hatte die Würde eines Herrschers. Er war die Verkörperung des Reichsgedankens, ein Symbol für die geschichtliche Bedeutung des Hauses Habsburg, das unverrückbar feste Fundament des Bündnisses mit dem Deutschen Reich. Seine ehrwürdige Gestalt lebt noch heute im Volk, an ihm knüpfen sich die Fäden von Treue und Schicksalsgemeinschaft zwischen Österreich und dem Deutschen Reich. Darum gedenken wir seiner in Ehrfurcht.“

A. v. U.

TAGESPOST (Graz)

Nr.: 327

TAG: 27. 11. 1932

Die andere Seite.

V.

Am 13. November waren der Mt. Roncone (1164 Meter), der Mt. Peurna (1381 Meter) und der Mt. Tomatico (1594 Meter) noch in der Hand der Italiener. Dazu sei bemerkt, daß das Grappamassiv vor dem Kriege nicht befestigt worden war, da man glaubte, sich auf die Panzerwerke an der österreichischen Grenze verlassen zu können, aber dabei die Rechnung ohne die 30er-Mörser und den Angriffsmut der österreichischen Infanterie gemacht hatte. Erst am 4. November, nach Überschreitung des Tagliamento, bestimmte die italienische Heeresleitung, daß der Grappa zu halten sei und bis dahin hatten die Italiener noch aus dem Togen der Maioffensive von 1916 nur zwei notdürftige Straßen als Anmarschwege auf den Grappa zur Verfügung, von denen die eine weiter bis auf den Mt. Pertica (1549 Meter) führte. In den Gräben des Bergmassives waren nur notdürftig gebaute Drahtverhaue und schnell aufgeworfene Schützengräben zur Abwehr des ersten Angriffes und eine Wasserleitung auf den Gipfel des Grappa vorhanden. In der Eile am 4. November auf den Grappa gesandte Arbeiterabteilungen konnten nicht viel bessern, so daß dort für größere Truppenbestände weder Deckungen noch Unterkünfte vorhanden waren. Zur Verteidigung des Grappa wurden vier italienische Divisionen (15, 17, 51 und 56) bestimmt. Westlich vom Grappa stand die 15. Division mit Teilen des IR. 149, je einem Alpinibacon Val Natisone und Val Tagliamento und einem Baon Bersaglieri. An Artillerie hatte diese Division vier Feld- und zwei Gebirgsbatterien. Der Mt. Tomatico, Mt. Santo, Mt. Peurna und die Fontana Secca als Vorstellungen und der Mt. Spinuccia und Mt. Palone wurden von der 56. Division (sieben Baonen und acht Batterien) verteidigt.

Das Piavetal wurde durch 22 Baone mit 18 Batterien gesperrt, weil in dieser Richtung der Laststoß der Österreicher zu erwarten war. Diese Truppen kamen aber erst nach und nach in die Stellungen, waren ganz durchfrozen, hatten schlechte Monturen und wenig Munition. Nach Meinung der Italiener wäre es den Österreichern um den 13. November ein leichtes gewesen, über den breiten Rücken des Mt. Prassolan den Grappagipfel zu nehmen und dadurch die Piavefront aus den Angeln zu heben. Beim nun folgenden Angriff der Österreicher am 14. November stand auf dem Mt. Tomatico das Alpinibacon Val Cismon, auf dem Mt. Peurna das Alpinibacon M. Arvenis und das Bersaglieriebaon 62 und auf dem Monte Roncone das Alpinibacon Val Tagliamento mit einer Gebirgsbatterie auf 4 Kilometer Front.

Diese Truppen standen ohne rechte Verbindung da und hatten sich gegebenenfalls zu opfern, um den Ausbau der Grappastellung zu gewährleisten. Als am 14. November der österreichische Angriff einsetzte, wurde das Alpinibacon Val Cismon von den Rhevenhüllern geworfen, der Gipfel erobert und gegen die Gegenangriffe der Alpini vom Baon Val Cismon gehalten, die große Verluste hatten. Auch der Mt. Tomatico und Mt. Peurna wurde von den Österreichern genommen und die Trümmer der Alpinibaone Val Cismon und Arvenis und die Reste der Brigade Como flüchteten in der Nacht auf den 15. November zurück und kamen dann in die Reserve. Vom Alpinibacon Val Tagliamento, das nach wütendem Handgemenge geworfen wurde, konnten sich nur 200 retten. Ebenso wurde das Alpinibacon Val Natisone und das Bersaglieriebaon 62 stark dezimiert. Aus den wenigen zurückflutenden Truppen wurden dann drei schwache Kompanien gebildet, die aber nicht kampffähig waren.

Der 16. November brachte Angriffe auf den Mt. Prassolan, den Bersaglieri und Alpini vom Baon Matajur verteidigten. Bei größter Tapferkeit, wobei sogar die Staboffiziere in der ersten Linie mitkämpften, wurden diese Truppen fast ganz aufgerieben und nur wenige gefangen, darunter der Regimentskommandant vom IR. 149. In der Folge klammerten sich nun die Italiener an den Mt. Pertica (1549 Meter) als letzte Vorstufe des Grappa und ihre Lage war gerade verzweifelt, weil nur mehr ein kampffähiges Baon zur Verteidigung des Grappa zur Verfügung stand. Dieses Baon und die Reste der geschlagenen Baone sollten nun eine Front von 5 Kilometer gegen die Angriffe der Österreicher halten. Es kamen für die Italiener qualvolle Stunden. Hätten die Österreicher angegriffen, so hätte sich ihnen wohl das einzige kampffähige Baon des IR. 149 entgegengestellt, wäre aber vernichtet worden. Da aber keine Reserven vorhanden waren, wäre den Österreichern der Weg auf den Grappa offen gestanden. In diesem Augenblick der höchsten Not, wo von Minuten die Wendung des Kriegsgeschehens abhing, trat das Alpinibacon Monte Rosa ein und der Aufbruch von den Italienern. Wären die Österreicher nach der Eroberung des Prassolan gleich nachgestoßen, so wäre der schwach besetzte Mt. Pertica und der Grappa genommen worden. So aber blieb der Mt. Pertica in den Händen der Italiener und aller Heldennut der nun angreifenden Grazer Schützen und des Landsturmbaons 10 war ver-

(5879) T209232AT

SEP 11 1918

F 3 E

gebens, obwohl die Ber-Schützen von Südosten  
bedenklich nahe an den Grappa herangekommen  
waren. Auch die Angriffe der Edelweißdivision  
am Mt. Asolone führten trotz aller Tapferkeit zu  
keinem Erfolg, weil alle Anstrengungen der Öster-  
reicher an dem Widerstand der dort kämpfenden  
Sizilianer scheiterten.

Mittlerweile waren die italienischen Stellungen  
immer stärker ausgebaut worden, weiter trafen in  
den folgenden Tagen drei italienische, drei englische  
und zwei französische Divisionen als Verstärkung  
mit viel schwerer Artillerie ein. Dadurch kamen  
die österreichischen Angriffe zum Stehen und der  
Stellungskrieg lebte wieder auf.



28. I. 1933

(„Mussten wir den Weltkrieg verlieren?“) Unter diesem Titel sprach Oberst Sigmund Schrenzel vor einem Monat im Wissenschaftlichen Klub über die an der Westfront veräumten Gelegenheiten, den Weltkrieg für die Mittelmächte glücklich zu beenden; gestern unterzog er die im Ostkrieg und in Italien veräumten Chancen auf gleich fesselnde Art einer auf die bisherigen fachwissenschaftlichen Veröffentlichungen gestützten Kritik. Er ging bei Besprechung des russischen Kriegsschauplatzes von der besonderen Eigenheit und Aufgabe desselben aus. Hier sollte die russische Dampfwalze zunächst nur solange aufgehalten werden, bis die nach dem vollständig fertigen Plan Schlieffens erfolgte Niederwerfung Frankreichs die Einsetzung starker Kräfte im Osten ermöglichte. Conrad von Höbendorf, der geniale Führer der österreichischen Armeen, kam dieser ersten und den folgenden Aufgaben nach, soweit es ihm sein Instrument erlaubte. Leider war er zu fortwährenden Kompromissen gezwungen und scheiterte vor allem an dem Antagonismus Falkenhayns, der übrigens auch Hindenburg und Ludendorff die größten Schwierigkeiten bereitete. So wurde der von Hindenburg geplante Stoß gegen Warschau verhindert und als Entlastung der Karpathenfront nur der Durchbruch bei Gorlice angeordnet, der die Russen wohl zurückwerfen, aber nicht wie die Umfassung ihres rechten Flügels sie vernichten konnte. Auch der rechtzeitige Angriff auf Grodno scheiterte so. Der Vortragende würdigte die Persönlichkeit und Verdienste Conrads, Hindenburgs und Ludendorffs eingehend und wandte sich dann, nachdem er den Balkankriegsschauplatz kurz berührt hatte, dem italienischen Kriegsschauplatz zu. Hier konzentrierte er sich auf die letzte Chance, die Oesterreich im Weltkrieg hatte. Conrads Absicht, von Südtirol gegen Venedig vorzustößen, scheiterte abermals an dem Widerstand der deutschen obersten Heeresleitung; auch hier kam es nur zu der Entlastungsoffensive von Flitsch und Tolmein. Aber auch so hätte Oesterreich noch das Kriegsglück korrigieren und eine Entscheidung herbeiführen können, wenn nicht der im Durchbruch von Flitsch so siegreiche General der Infanterie Krauß den Weg in die oberitalienische Tiefebene durch Talstöße im Brenta- und Piavetal erzwingen hätte wollen. Der Talstoß mißlang, während der mit freilich zu schwachen Kräften versuchte Stoß im Gebirge am 16. November 1917 bereits soweit geglückt war, daß Hauptmann Andicz nur mehr zwei Kilometer vom Monte Grappa, dem letzten Bollwerk vor der Ebene, stand, der mit einem oder zwei Bataillonen zu nehmen war. Damit wäre Bassano in unserm Besitz und die österreichischen und deutschen Korps zum Angriff an der französischen Südfront frei gewesen. Eine besondere Tragik wollte es, daß an diesem gleichen 16. November England durch Oesterreich den Deutschen ein seriöses Friedensangebot machte, in dem nur die Räumung Belgiens und geringe Korrekturen in Lothringen verlangt wurden, während Deutschland und Oesterreich im Osten vollständig freie Hand gelassen worden wäre. Für Oesterreich war sogar eine beträchtliche Stärkung durch eine föderalistische Angliederung Polens, Rumäniens und Serbiens an die Monarchie geplant. Die deutsche Heeresleitung wies dieses Friedensangebot, das in Genf in der Villa des österreichischen Gesandten Grafen Montleng zuerst in Bourparlers zwischen dem Prinzen Djemil Tuffum und Legationsrat Parodi von englischer und Ladislaus v. Strzhyński von österreichischer Seite, später zwischen General Smuts, Mitglied des obersten Kriegsrates der Alliierten, und Botschafter Grafen Menzendorff-Pouilly behandelt worden war, im Banne des „Siegfriedens“ entriistet zurück. Oberst Schrenzel fand für seine durch Lichtbilder illustrierten Ausführungen lebhaften Beifall.

TAGESPOST (Graz)

Nr.:

TAG: 9. 2. 1933

## Osterreich-Ungarns letzter Krieg 1914-1918.

Herausgegeben vom österr. Bundesministerium für Heerwesen und vom Kriegsarchiv. Wien, 1932. Verlag der militärwissenschaftlichen Mitteilungen. Dritter Band. Dritte Doppellieferung. 240 Seiten, 10 Beilagen und 12 Skizzen.

Mit der jüngst erschienenen letzten Doppellieferung zum dritten Band des monumentalen österreichischen Kriegswerkes wird die Geschichte des zweiten Kriegsjahres zum Abschluß gebracht. Dieser Band schildert die Ereignisse vom Oktober bis Ende Dezember 1915 auf dem russischen, serbischen und italienischen Kriegsschauplatz, und zwar den Herbstfeldzug von Rowno, der dem im zweiten Band geschilderten Siegeszug von Gorlice über Lemberg und Brest-Litowsk folgte, die sogenannte „Schwarz-gelbe Offensive“, welche die österreichisch-ungarischen Divisionen in das wolhynische Festungsviereck wohl eindringen ließ, vor den Toren von Rowno aber mit einem Rückschlag endete; dann die „Eroberung Serbiens“, die den Mittelmächten die Verbindung mit der alliierten Türkei auf dem Landwege öffnete und das serbische Heer in Trümmer schlug, deren Reste, mit dem greisen König in ihrer Mitte, den harten Weg über das Gebirge zur Adria einschlugen und wegen der Meinungsverschiedenheiten zwischen Falkenhayn und Teschen sich so auch retten konnten; endlich die Ereignisse an der italienischen Front bis zur Beendigung der Herbstschlachten am Isonzo und auf dem Karst.

Die dritte Doppellieferung ist in ihrem ersten Teil der 3. und 4. Isonzschlacht gewidmet, die in

härtester Form durchkämpft werden mußten. Sie schildert die siebzigtündige artilleristische Vorbereitung, mit der die Italiener vom 18. bis 21. Oktober die dritte Schlacht einleiteten, die Abwehrkämpfe zwischen Flitsch und Plava und das blutige Ringen um den Monte S. Michele; weiter die Vorbereitungen der Italiener zum Angriff auf Görz und deren neuerlichen Durchbruchversuch bei Tolmein und bei Plava. In den letzten Oktobertagen kam es dann zum zweiten Aufflammen der Schlacht vor Görz und am Monte S. Michele, die zu Beginn des November den Höhepunkt der Krise auslöste. Dieser Großkampf am Isonzo hatte den Italienern nur unbedeutenden Raumgewinn gebracht, ihnen aber eine Einbuße von 67.000 Streitern verursacht, während die 5. Armee einen Verlust von rund 42.000 Mann zu tragen hatte.

Nach Schilderung der Gebirgskämpfe an der Kärntner und Tiroler Front, die fünf Monate währten, ohne daß es dem Gegner gelungen wäre, die Sperrstellungen der Verteidiger zu durchbrechen, erhebt sich das Werk zu einer glänzenden Darstellung des heißen, blutigen Ringens in der vierten Schlacht am Isonzo. In den ersten Abschnitten dieser Kämpfe bis Mitte November fällt der allgemeine Angriff der italienischen Armeen auf Görz und auf die Karstfront — vornehmlich wieder gegen den Monte S. Michele — der dann in mächtige Einzelkämpfe zerfiel, wobei Ort und Kirche von Oslavija und die Podgora immer wieder im Brennpunkt der Ereignisse standen. Im letzten Ringen um den Erfolg erneuerten die Italiener ihre Angriffe am oberen Isonzo und versuchten nochmals den Görzer Brückenkopf zu nehmen und am Karst durchzubrechen, ohne daß ihnen ihre in

fünf Wochen mit Todesmut getragenen Opfer mehr als einige Grabenstücke in der vordersten Linie eingebracht hätten. Sie hatten 49.000 Mann verloren, während die 5. Armee einen Verlust von 25.400 Mann zählte. Es war eine Materialschlacht, in der die Verteidiger 87 Millionen Patronen und rund 800.000 größere Geschosse verbrauchten.

An der Ostfront brachten die Monate Oktober und November Kämpfe im Polesie, den russischen Durchbruch bei Czartorijsk, den Gegenangriff der Verbündeten, der die Russen aus dem Styrbogen verdrängte und die Kämpfe bei Baranowicz. Auch in Ostgalizien erfolgte ein Angriff der Russen gegen das V. Korps mit Einbruch bei Lopuszno, wo erbitterte Gefechte stattfanden und weitere Vorstöße an der Strypa und an der Skawa, als Entlastungsaktionen zugunsten der Serben.

Vom Oberstaatsarchivar Oberst a. D. Riszling stammt das interessante Endkapitel der Viefierung: „Der Ausklang des Kriegesjahres 1915.“ Es behandelt die letzten Ereignisse auf dem Balkan, Falkenhayns Entschlußschwankungen hinsichtlich Saloniki, die Vorbereitungen für den dann verschobenen Boocenangriff und die Pläne bei Freund und Feind zu Ende 1915. Hier wird der allgemeinen Kriegslage um die Jahreswende und des Kriegsrates der Entente in Chantilly gedacht, dessen Ergebnis die Russen so wenig befriedigte, daß dies bei Alexejew den Entschluß zum Angriffsbefehl an der bukowinisch-ostgalizischen Front auslöste.

In dem Aufsatz „Auseinanderetzung im Lager der Mittelmächte“, mit dem der Band abschließt, zeichnen sich schon die traurigen Ereignisse des folgenden Jahres 1916 ab. Conrad, der auf Ber-

langen Falkenhayns im Mai 1915 seine Absicht, den Italienern im Angriff zuvorzukommen, fallen lassen mußte, nahm Anfang Dezember den Gedanken wieder auf, aus Südtirol einen Stoß gegen die italienische Front durchzuführen. Am 10. Dezember fanden darüber Besprechungen zwischen ihm und Falkenhayn in Teschen statt, deren Ergebnis war, daß man von diesem vier Tage später eine ausführliche Ablehnung aller Vorschläge Conrads einlangte. Umsonst bemühte sich der österreichisch-ungarische Generalstabschef, seinen reichsdeutschen Kollegen von der Unhaltbarkeit der vorgebrachten Einwendungen zu überzeugen; denn schon hatte dieser den Entschluß zum Angriff auf Verdun gefaßt. Nun folgte ein Depeschenwechsel wegen des von Conrad beabsichtigten Angriffes gegen Montenegro und Albanien, wobei die Armeekorps von der Heeresgruppe Mackensen abgetrennt werden sollte. Falkenhayn, der damit nicht einverstanden war, legte in einer Depesche vom 22. Dezember, die an Schärfe nicht leicht überboten werden konnte, förmliche Verwahrung gegen Conrads Verfügungen ein, auf welche Borwürfe dieser in seiner Drahtantwort möglichst sachlich zu erwidern sich bemühte, im übrigen aber bei seinen Anordnungen und Maßnahmen blieb. Darüber entrüstete sich Falkenhayn derart, daß er ein weiteres gedeihliches Zusammenwirken mit Conrad für unmöglich hielt. So riß denn zu Weihnachten 1915 der Draht zwischen den beiden leitenden Männern völlig entzwei und jeder ging im folgenden Jahre seinen eigenen Weg, bis die Kriegsnot die Verbündeten wieder zu gemeinsamem Handeln zwang.

Dr. H. M. M.

17. II. 1933

**Die Memoiren des Marshalls Joffre.**

2. Band.

Nun ist auch der zweite und letzte Teil der Erinnerungen des französischen Generalissimus erschienen. Er enthält die Tätigkeit Joffres in den Jahren 1915 und 1916 — noch an der Spitze des französischen Heeres — und seine Reise in die Vereinigten Staaten von Amerika im Frühjahr 1917.

Ende 1914, Anfang 1915 trat in Frankreich — wie in allen kriegsführenden Staaten — eine Krise in der Bewaffnung, besonders aber in der Deckung des Munitionsbedarfs ein. Es galt, Großzügiges zu organisieren. Dies forderte auch Joffre vom Kriegsministerium. Die Leistungen Frankreichs, die Joffre mit reichem Zahlenmaterial nachweist, sind riesig, mußte es doch nicht nur seinem eigenen Bedarfe genügen, sondern auch allen seinen Verbündeten mehr oder weniger ausshelfen. Auch an England lieferte es im Jahre 1915 300 Kanonen mit der zugehörigen Munition. Die Lieferungen an Serbien nennt Joffre „enorm“. Aber auch damalige Neutrale, deren ausreichende kriegerische Rüstung für Frankreich wichtig war, belieferte es, so Rumänien, aber auch Holland und die Schweiz. Interessant ist, daß an Rußland aus französischen Magazinen 80.000 Kropatschek-Gewehre abgehandelt wurden. (Konstruktion des ehemaligen öst.-ung. General-Artillerieinspektors F. W. Ritter von Kropatschek.)

Im Herbst 1915 kam es im Artois und in der Champagne zu großen Schlachten, bei denen über 50 französische und mehr als ein Duzend englische Divisionen eingesetzt waren. Allerdings mit geringem Erfolge.

Schon im Jahre 1915 zeichnete sich der General Pétain aus. Er war knapp vor Kriegsbeginn erst als Oberst Brigadier geworden und durchschritt in kaum Jahresfrist die Posten Divisionär, Korps- und Armeekommandant. Noch vor Beendigung des zweiten Kriegsjahres wurde er Kommandant einer Heeresgruppe und vor Ende des dritten Jahres Oberkommandant des französischen Heeres, später Marschall von Frankreich. Auch ein anderer französischer Marschall — Fayolle — machte, wie Joffre berichtet, eine interessante Kriegslaufbahn: Vor dem Kriege wurde er als Artilleriebrigadier pensioniert, bei Kriegsausbruch ward er reaktiviert und durchstieg alle Grade bis zum Heeresgruppenkommandanten.

Ob kommt Joffre auf den Einfluß zu sprechen, den politische Persönlichkeiten Frankreichs auf die Ernennungen höherer Truppenführer nehmen wollten oder auch wirklich nahmen. Der Generalissimus scheint eine Reihe politischer Feinde gehabt zu haben, unter ihnen war der im Vorjahre ermordete Präsident Doumer. In Joffres Glanzzeit, also im Jahre 1915 und in der ersten Hälfte 1916 mußte er jeder Einmischung in seine Machtbefugnis, die er eifersüchtig wahrte, zu begegnen. Als

aber in den letzten Monaten 1916 — wohl hauptsächlich infolge des Mißerfolgs der Sommeschlacht — sein Stern zu verblässen begann, rang man ihm manche Zugeständnisse ab.

Ende 1915 wurde er Oberkommandant aller französischen Armeen, also auch der auf anderen Kriegsschauplätzen, zum Beispiel bei Saloniki befindlichen. Zu dieser Zeit begann auch Joffre Einfluß auf die Leitung der alliierten Gesamtkriegsführung zu nehmen. Er berief im Dezember 1915 den ersten Kriegsrat der alliierten Heeresleitungen ein. Neben dem englischen Oberkommandanten und dem belgischen Generalstabschef war der italienische Souschef General Porro, der serbische Oberst Stefanovic vertreten, während die russische Armeeführung durch den Verbindungsgeneral Shilinski repräsentiert war. Es wurde einstimmig beschlossen, Anfang Juli 1916 eine allgemeine Offensive durchzuführen. Für den auf dem westlichen Kriegsschauplatz geplanten Angriff bestimmte Joffre den General Foch als Leitenden. Es waren hierfür 40 Divisionen (Franzosen und Engländer) ausersehen. Doch bald kamen — Mitte Jänner 1916 — dem General Joffre Nachrichten, daß die Deutschen bei Verdun einen großen Angriff planen. Aber auch an anderen Frontabschnitten schienen solche Absichten zu bestehen. Anfangs und Mitte Februar hätten „zahlreiche Deserteure“ nähere Nachrichten gebracht. Doch Joffre konnte sich „den Zweck, den die Deutschen mit einem Angriff auf Verdun verfolgen mochten, nicht erklären“. So kam ihm der mächtige, im Anfang erfolgreiche deutsche Stoß doch überraschend. Sofort griff seine feste Hand ein. Es waren genügend Reserven vorhanden und es fanden sich die richtigen, tatkräftigen Männer an Ort und Stelle. Joffre charakterisiert dies folgend: „General Pétain machte Ordnung in dem Wirrnis, das General Herr ihm überließ. Aber der wahre Retter Verduns war Rivelle, der vom General Mangin glücklich unterstützt wurde.“

General Pétain, der Kommandant der 2. Armee bei Verdun war aber Joffre zu passiv und zu pessimistisch. Er entfernte ihn, durch Beförderung zum Heeresgruppenkommandanten! Rivelle wurde Kommandant der 2. Armee und begann die Gegenangriffe.

Die Verluste der Franzosen bei Verdun gibt Joffre mit insgesamt 320.000 Mann an. Hierzu kamen noch 170.000 Mann, die die Sommeschlacht kostete. Das war eine halbe Million. Auf die Sommeoffensive setzte Joffre große Hoffnungen. Er ist auch in seinen Memoiren der Ansicht, daß die Alliierten „nahe dem Siege waren“. Er wollte im Jahre 1917 schon im Februar neuerlich angreifen, und spricht die Hoffnung aus, daß den Deutschen die rechtzeitige Zurücknahme nicht gelungen wäre, wie im April 1917 bei der Rivelle-Offensive.

Im August 1916 sagte der Präsident der Republik Poincaré dem General Joffre, der Papst habe dem französischen Politiker Mgr. Duchesne mitgeteilt, die Lage Oesterreich-Ungarns sei so schwierig, daß es noch vor Jahreschluß Waffenstillstand schließen müsse. Poincaré beauftragte den Generalissimus, für diesen Fall die militärischen Bedingungen zu studieren. Joffre arbeitete über diesen Rahmen hinaus auch die Friedensbedingungen aus, die vom militärischen Standpunkte aus wünschenswert wären. Er sagt, daß diese Arbeit „nur noch historischen Wert“ habe.

Die Serben, die ihre Armee bei Saloniki einsetzten, hätten gerne den Oberbefehl auf dem dortigen Kriegsschauplatz gewünscht. Schließlich einigte man sich auf die Formel, daß der französische General Sarrail den Oberbefehl im Namen des Königs Peter und der Alliierten zu führen habe“.

Auffallend ist das außergewöhnliche Lob, das Joffre seinem langjährigen Mitarbeiter, dem General Belle, spendet: Belle sei vielleicht die höchste Intelligenz gewesen, die Joffre in seiner Laufbahn kennengelernt habe. Belle war nach dem Kriege mehrere Jahre Chef des tschechoslowakischen Generalstabes und starb noch lange vor Joffre.

Im Herbst 1916 begann gegen Joffre und seine übermächtig gewordene Stellung ein politisches Restreben. Es fehlte ihm auch in letzter Zeit der militärische Erfolg. Joffre wehrte sich gegen seine Kaltstellung mit allen, auch mit politischen Mitteln. Aber vergebens. Um Weihnachten 1916 war er kaltgestellt. In dieser „traurigsten Zeit seines Lebens“

1917  
1918  
1919  
1920  
1921  
1922  
1923  
1924  
1925  
1926  
1927  
1928  
1929  
1930  
1931  
1932  
1933  
1934  
1935  
1936  
1937  
1938  
1939  
1940  
1941  
1942  
1943  
1944  
1945  
1946  
1947  
1948  
1949  
1950  
1951  
1952  
1953  
1954  
1955  
1956  
1957  
1958  
1959  
1960  
1961  
1962  
1963  
1964  
1965  
1966  
1967  
1968  
1969  
1970  
1971  
1972  
1973  
1974  
1975  
1976  
1977  
1978  
1979  
1980  
1981  
1982  
1983  
1984  
1985  
1986  
1987  
1988  
1989  
1990  
1991  
1992  
1993  
1994  
1995  
1996  
1997  
1998  
1999  
2000  
2001  
2002  
2003  
2004  
2005  
2006  
2007  
2008  
2009  
2010  
2011  
2012  
2013  
2014  
2015  
2016  
2017  
2018  
2019  
2020  
2021  
2022  
2023  
2024  
2025

Arbeitskammer für Wissenschaft  
Dokumentation

konnte Joffre auch die Verleihung der Würde eines Marschalls von Frankreich nicht trösten.

Im Frühjahr 1917 führt Joffre ein Auftrag seiner Regierung nach den Vereinigten Staaten, Er sollte dort militärische Ratschläge für den bevorstehenden Eintritt in den Krieg geben. Er wurde begeistert empfangen und wies nachdrücklich hin, dass nur ein amerikanisches Massenaufgebot die Entscheidung bringen könne. "Damit war meine Rolle im Krieg beendet", sagt der Marschall.

Bemerkenswert sind die Worte, die Joffre über die deutsche Diplomatie sagt: "Deutschland aht gegenüber den Vereinigten Staaten so viele Fehler begangen, besonders durch seinen U-Bootkrieg, hatte sich so viele Sympathien entfremdet, dass die alliierte Diplomatie ein leichtes Spiel hatte, alle die auf unsere Seite zu ziehen, die noch zögerten."

Die Joffreschen Memoiren sind ein Quellenwerk allerersten Ranges für die Kriegsjahre 1914, 1915 und 1916. Joffre war eine grosse Führernatur.

Generalmajor d.R. Hugo Schäfer.

LÖWENBERG, Max  
URBAN, H. B.

ARBEITERZEITUNG

Nr.: 64.

TAG: 5. 3. 1933/9

Habt ihr den Krieg schon vergessen?

## Panoptikum des Grauens

In der Hekendorfer Straße steht das Haus, das „Haus“ Nr. 79, das ehemals Sommeritz des Erzherzogs Karl, des nachmaligen letzten Kaisers von Oesterreich, war. „Fremden ist der Eintritt verboten“, steht man über dem Eingang. Eine Zufahrtsstraße zwischen langgestreckten Dienst- und Stallgebäuden führt einem gerade auf das Schloß zu, das „klein, aber herzig“ ist. Eine Uhr, auf der es trotz der frühen Morgenstunde schon halb zwei ist, zeigt an, daß die Zeit hier stehengeblieben ist. An einem Spätherbsttag des Jahres 1918.

Die Fremdenführer rühmen die prächtigen Deckengemälde in den Sälen des Schlosses und erzählen von dem großen Geiger Subrinan, der einige Zimmer im ersten Stock bewohnt, wissen aber nichts von der kleinen Pforte links, durch die man das Schloß betreten kann. Sie erzählen auch nichts davon, daß man vor dem Eintritt hier die Lungen nochmals mit der frischen, würzigen Luft vollpumpen muß, weil sonst die Beine plötzlich den Dienst versagen wollen und ein würgender Druck die Kehle abzupressen scheint, das Blut in den Ohren zu rauschen beginnt, als sausten unaufhörlich Granaten vorüber, und es vor den Augen flimmert, als leuchten Flammenwerfer nach einem. Daß man auch nicht gleich nervös werden darf, wenn einem in den langen schmalen Gängen ein Mensch mit weitaufergriffenen Augen begegnet, der mühsam auf Stöcken über den feinen Parkettboden schlurft. Weil es doch bloß ein durch Kopfgrippe Gelähmter ist, der auch zwei Schußverletzungen hat — ein leichter „Fall“ unter den sechs- und fünfzig Kriegsopfnern, die hinter den Mauern dieses Schlosses verborgen sind.

Vielleicht wundert sich jemand, daß es so wenig sind. Dem will ich es erklären: Schwerinvalide pflegen in der Regel den Krieg nicht lange zu überleben. Und überdies läßt eine „christliche“ Regierung viele Schwerinvalide lieber bettelnd an den Straßenecken sitzen, als daß sie sie in Heimen unterbringt. Schloß Hekendorf und das Militärinvalidenhaus in der Fasangartenstraße sind die letzten Anstalten in Oesterreich, die der Schließung entgangen sind. Für sie hat man bloß das Budget um 300.000 Schilling gekürzt.

Ich vermochte in wenigen Fällen zu erfahren, ob die Inassen des Schlosses mit dieser Maßnahme einverstanden sind, denn es können die meisten von ihnen nicht sprechen. Auch scheute ich mich, Menschen, denen wegen eines Bajonettstiches der Kehlkopf herausgeschnitten ist, mit Fragen zu belästigen.

Vor den weißlackierten Türen stehen Selbstfahrwagen. Nicht jedes Zimmer darf man betreten. Man muß vorher fragen, ob keine Kopfschüler drinnen sind. Die würden sich überflüssigerweise aufregen, gleich zu Boden stürzen, die Augen verdrehen und den Mund voll mit Schaum bekommen. In langer Reihe blinken die Türen.

Man öffnet die erste. Und erschrickt vor dem Unterkörper, der in der Ecke lehnt. Es ist eine Prothese. Der Unterkörper des Menschen, der im Bett daneben ist, kann niemanden mehr erschrecken. Der wurde schon im Dezember 1915 in Albanien begraben, nachdem er abgefroren war. Mit zitternden Händen und aschfahlem Gesicht hockt im Bett, was übrigblieb. Die Augen des Halbmenschen schauen ins Leere, sehen vielleicht nach der Heimat Graz, von wo man ihn hierher-schleppte, weil man das dortige Invalidenheim „aus Ersparungsgründen“ schließen mußte. Nun können seine zwei Brüder ihn nicht mehr besuchen.

Zwei teilen das Zimmer mit ihm. Schicksalsgenossen. Beide flogen mit einem Munitionslager bei Laibach in die Luft, das die Italiener mit Bomben belegten. Bech muß man haben! Waren sie doch wegen Erkältung von der Fionzofront zum leichten Dienst abkommandiert — mit 38 und 39 Grad Fieber. Schwerhörig und ohne Beine ist heute der eine. Dem andern merkte man kaum was an. Erst, wenn er die Bluse öffnet. Zwei Rückenverletzungen hat er. Und wenn er das Stülmieder ablegt, sackt er zusammen.

Schuhmacher in Moosbierbaum war der Zimmernachbar. Bis zum Herbst 1917, als man auch die Fünfzigjährigen nicht mehr ausließ. Er war nie ganz gesund, aber das machte nichts, gab es doch Marodenbistten. Man schickte ihn von einer Front zur andern. Bis sein Leiden endlich so vernachlässigt war, daß er sich kaum noch rühren konnte. Jetzt liegt er seit sieben Jahren regungslos im Bett. Und kann das Zimmer nie verlassen. „Oba im Somma laß i mir die Fenster aufmachn“, sagt er, „dann bin i a an der frischen Luft.“ Und über sein krankhaft rotes, von Rußeln bedecktes Gesicht huscht für einen Augenblick so etwas wie Freude.

In einem andern Zimmer liegt einer seit fünfzehn Jahren! Vierundvierzig war er alt, als er sich niederlegte. Neunundfünfzig Jahre alt ist er heute. Ist blind und gelähmt, liegt da wie ein Leichnam, so steif und bleich. Und man merkte nicht, daß er spricht, wenn der weiße Bart nicht wackeln würde. Von seiner Tischlerei kann man vernehmen, wenn man das Ohr seinen Lippen nähert, und von den schönen Sachen, die er dort hergestellt hat. Immer erzählt er von der Vergangenheit, weil es für ihn keine Gegenwart und keine Zukunft gibt.

In einem kleinen Zimmer liegt einer aus Gastein. „A greans Hüatl“ auf dem Kopf, grüne Brillen vor den Augen. Weil er vermeint, an der Sonne zu liegen. Er weiß nicht, daß er seit zehn Jahren das Zimmer nicht verlassen und keine Sonne gesehen hat — der Mann aus den herrlichen Salzburger Bergen. Aus dem „abgebauten“ Heim in Paris bei Salzburg hat man ihn hergebracht, ebenso wie das Menschenwrad, das stotternd erzählt, es hätte Rückenmarkschwindsucht. Fünf Schußverletzungen, „die laufen so mit“. Wenn dieser Mensch sein Bild zeigt, worauf er als neununddreißigjähriger Mann zu sehen ist, dann muß man ihm sagen, daß man ihn sehr wohl erkennt. Das macht ihm Freude.

Bei dem Mann im Kollstuhl, der immerfort weint, zu verweisen, hat keinen Zweck; denn er antwortet auf jede Frage nur mit

krampfhaftem Schluchzen. Auch das verkümmerte Skelett, dessen Fleisch ein Flammenwerfer geissen hat, vermag nichts zu sagen. Es sei denn, man versteht den Blick seiner aus den Höhlen herausstehenden Augen. Dafür aber kann man sich an dem Humor eines Zweiundfünfzigjährigen „ergötzen“, der als Dreiunddreißigjähriger beide Beine verlor und lächelnd sagt: „Ich glaub scho, i bin ohne Füäß auf d Welt kommen.“

Da liegt einer und starrt mit gläsernen Augen auf den Plafond. Und unaufhörlich zucken seine Lippen. Einen andern schüttelt der Weitsanz. Er reißt seinen Kopf hin und her und Hände und Beine fahren immer auseinander. Die Schwester, die ihn füttert, muß ihm auf den Rücken klopfen, weil er sich bei jedem Bissen verschluckt. „Bist ja a arms Gaserl“, sagt sie dabei. Seit 1914 ist sie bei Kriegsinvaliden. „Ich hab nie glaubt, daß is so lang aushalten könnt“, sagt sie und muß davoneilen. Denn im Nebenzimmer schreit ein Kopfschütler, der einen Anfall bekommen hat.

Ich war nicht mehr fähig, das nächste Zimmer zu betreten. Ich hatte meinen Nerven zu viel zugemutet. Ich war nahe daran, zu schreien wie der Kopfschütler. Aus Entsetzen über die Schande, daß es noch Menschen gibt, die diejenigen, die solches — wie Schloß Hetendorf es birgt — um jeden Preis verhindern wollen, Hochverräter heißen.

Mag Löwinger.

# Museum des Hasses

Nr.:

Wir fahren von Blankenberghe nach Zeebrugge. Auf sanft-glatter Straße rast das Auto dahin. Zur Linken liegt hinter Dünenhügeln das leicht bewegte Meer, die Nordsee — zur Rechten dehnen sich weite Wiesen, Flandern. Das ist Westflandern, Belgiens Meeresstrand. Einst, im furchtbarsten aller Kriege, war er Schauplatz unerhörter Kämpfe und von Tod und Verderben durchwühlt. Jeder Zollbreit hat Blut getrunken: deutsches Blut, belgisches Blut, französisches Blut, englisches Blut.

Heute liegt dieser schöne Streifen Landes friedlich und freundlich da.

Blühlich wird es lebendig. Auf dem schmalen Wiesenstreifen, der zur Düne ansteigt, bewegen sich Gestalten. Helle Vögel fliegen in der Luft. Stöße werden geschwungen. Lachen klingt auf. Dann wieder ein schneller Lauf, Gallo- und Bestürzungsrufe, einmal ein Aufkreischen.

Das hier, in weißen und gelben, roten und blauen Pullovern, sind junge Engländer. Sie spielen mit ihren Freundgirls Golf. Sie laufen über Schlachtfelder und treiben Sport dabei. Ihre kleinen Sportwagen stehen friedlich am Straßenrand. Es war einmal Krieg — war wirklich einmal Krieg?

Man wird bald daran erinnert. Auf den Dünen stehen noch alte Geschütze. Hier sind es Kanonen einer deutschen Küstenbatterie, dort Minenwerfer eines Forts, Torpedolancierrohre und Flugzeugabwehrgeschütze. Sie sind gepennt in den friedlichen Zauber der Landschaft gestellt. Drüben, auf der Dünenkuppe, taucht eine Betontur auf. Sie bietet der Ewigkeit Trost. Dann sieht man Unterstände, teilweise verschüttet. Zwischen verwitterten Quadern tummeln sich spielende Kinder. Dünner Rauch steigt auf: Eine Familie kocht Mittag.

Wir wollen nach Zeebrugge. In jenes merkwürdige, mehr als sonderbare Kriegsmuseum, das am 23. April 1925 zur Erinnerung an die Seeschlachten bei Zeebrugge errichtet wurde. Ein Kriegsmuseum? Weit mehr: ein Museum des Hasses.

Einige Schritte von Molo und Leuchtturm, von Riesenhotel und Wieje erhebt sich ein kleiner, unscheinbarer Bau. Ein kleiner Vorplatz mit Blumen wird passiert. Kanonenrohre flankieren dräuend den Eingang. Dann wird eine weiße Tafel sichtbar: Official War Museum. (Das Museum wurde von den Engländern errichtet und ein englischer Major hat den offiziellen Führer geschrieben. Es ist eine Antwort auf „Gott strafe England“. Und dies alles gibt es noch, so viele Jahre nach dem Unglückskrieg!)

Und dann durchwandert man elf Säle. Was man sieht, ist grausam, zerrt an den Nerven. Wozu an all das erinnert werden? Warum wird hier offen geheißt? Der Führer jagt: „Wer den Krieg kennt, schätzt den Frieden.“ Aber schon einige Zeilen später jagt er ganz deutlich: „Es ist notwendig, daß die kommenden Generationen, angeführt der Zeugen der Vergangenheit, von jenem Heldennut erfüllt werden, von dem sie eines Tages die Probe ablegen müssen.“ So, so.

Die Sektion A führt in zwei Sälen eine Rekonstruktion des deutschen Marinekasinos in Brügge vor. Dieses Kasino war im Keller eines leeren Hotels eingerichtet. Die Wände sind nach Photographien von einem belgischen Maler getreu und farbig nachgebildet. Der Führer erzählt von Orgien, die sich in diesem Kasino angeblich abspielten, und von

200.000 leeren Champagnerflaschen, die man nach dem Abzug der Deutschen gefunden hätte. Hier saßen die Offiziere der Unterseeboote, die im Aermelkanal patrouillierten.

Wie nennt der Führer, wie nennen die Aufschriften auf den Wänden die Deutschen? Piraten des Meeres! Und man wird sofort darauf aufmerksam gemacht, daß in diesem Keller Kapitän Fryatt, der Kommandant des SS „Brüssel“ nach seiner Gefangennahme verhört und abgeurteilt wurde. Das später vollstreckte Todesurteil wird vom Führer und von verschiedenen Aufschriften als „Mord“ bezeichnet. (Fryatt hatte als Kapitän eines neutralen Handelsschiffes deutsche Unterseeboote des öfteren zu rammen versucht und wurde nach seiner Gefangennahme erkannt.)

An den Wänden sind deutsche Aufschriften („Man lebt nur so kurze Zeit“), deutsche Kriegsverse, Kriegsbilder und verschiedene Dokumente. Sie sollen dem Besucher klar machen, daß die Deutschen hierher die Beute schleppten, die sie auf den zum Sinken gebrachten Schiffen machten. Wieder ist der Führer von besonderem Haß erfüllt: Er jagt: „Das alles wurde gegen alle Kriegsregeln geraubt!“

Natürlich gibt es eine Menge ziemlich harmloser Spottbilder zu sehen. Auf einem ist der russische Bär, die englische Bulldogge, der japanische Zwerghund, der französische Hahn, die belgische Wanze und die italienische Schlange. Man sieht die Engländer vor einem Unterseeboot fliehen, das ihnen Champagnerpfropfen nachschickt. Und einige Affen mit französischen Käppis. Hier und drüben wurden damals Tausende solcher Bilder hergestellt, ja — es ist wahr —, aber wenn sie hier, in dieser Weise, gezeigt werden, ist es falsch, grundfalsch, fort damit! Denn einige der Besucher werden vielleicht angefaßt von der allgemeinen Verblendung wehmütig lächeln. Aber wird es auch das belgische oder französische oder englische Kind, das hierherkommt?

Die Sektion B hat ebenfalls zwei Säle. Im ersten gibt es Spottbilder: „Einen deutschen Soldaten, der Lebensmittel raubt, um sie seiner Familie in die Heimat zu schicken.“ Oder: „Flirt im Lager“ mit derben Diebeszonen. Dann die letzte deutsche Fahne, die über Brügge wehte, und schließlich ein interessantes Album: „Unsere Gäste.“ Hier findet man die Unterschriften vom Erzherzog Franz Ferdinand, vom Chefadmiral Schröder, einem Duzend preussischer Prinzen, unter ihnen Prinz Heinrich, Großherzog und Fürsten.

Der zweite Saal ist der weitaus interessanter. Er heißt: „Der Saal des deutschen Hochmuts.“ So und nicht anders! Die Wände sind mit Fresken geschmückt, Reproduktionen der Fresken im Kasino von Ostende, als es von den Deutschen besetzt war. Der Führer jagt: „Der künstlerische Wert ist indiskutabel. Die Kopien stammen von dem bekannnten belgischen Maler M. Serion.“

Warum „Saal des Hochmuts“? Man sieht den deutschen Adler, der John Bull niederschlägt und den französischen Hahn kampfunfähig macht. Man sieht ein Spottbild auf die Alliierten, und darunter „Die Barbaren“. Das ist so ziemlich alles. Ein wirklich prachtvoller Ramin ist da und einige der Fresken sind voll malerischer Kraft.

Die Sektion C sammelt im fünften Saal Dokumente zur Seeschlacht bei Zeebrugge, die in der Nacht vom 22. zum 23. April 1918 vor sich ging und in der die Engländer die deutsche Flotte attackierten.

Im sechsten Saal, Sektion D, gibt es Erinnerungen an infiltrierte Spione, an die berühmte Miff Cabell, die bekanntlich in Belgien wie eine Nationalheldin gefeiert wird, und an die Heldentaten der erfolgreichen belgischen Agenten, die es geschickt verstanden, jede deutsche Truppenbewegung den Franzosen zu melden. Außerdem Photographien der englischen Frontfriedhöfe, vor denen man mit wahrer Erschütterung stehen bleibt. Und vor denen man sich fragt, warum damals soviel Blut geflossen ist.

Aufatmend tritt man ins Freie. Ein Kriegsmuseum, das statt Frieden, statt Veröhnung nur Gedanken der Vergeltung hervorrufen will? Ist das alles kein böser Traum, aus dem man erwacht? Kann es möglich sein, daß in diesen Tagen noch wilder Haß gezüchtet wird, der einmal vielleicht eine fürchterliche Saat aufgehen läßt?

Daß Sieger stolz sind, wird ihnen niemand verübeln. Aber daß es überhaupt Sieger und Besiegte geben darf, ist das Schreckliche!

Heinrich B. Kraus

TAGESPOST (Graz)

Nr.:

TAG: 16. 4. 1933

URBANISCH, Aug.

# Ostern

## in politisch bewegter Zeit

Von Fmlt. d. R. August v. Urbanski,  
einst Chef des Evidenzbüros des österr.-ungar. Generalstabes.

Jahre ununterbrochener politischer Krisen lagen hinter uns, die aus der Annexionskrise 1908/09 drohende Kriegsgefahr, der Tripoliskrieg, der erste, der zweite Balkankrieg mit seinen Rückwirkungen auf Österreich-Ungarn, dessen Völker nicht zur Ruhe kommen konnten.

Im Evidenzbüro des Generalstabes, das die Vorgänge im Ausland zu verfolgen hatte, wurde all die Jahre hindurch Tag und Nacht gearbeitet. Unser greiser Monarch, dessen Tagewerk in Schönbrunn um 4 Uhr früh begann, wünschte um diese Morgenstunde schon die neuesten Nachrichten über die Ereignisse des Vortages. Die Attacheberichte, die Rapporte der Kundschaftsstellen, die Pressenachrichten mußten bis 3 Uhr morgens gesichtet, verarbeitet, das Resumé in Farbendruck auf Karten festgelegt, der erläuternde Text vervielfältigt werden, denn um diese Zeit wartete schon der Garbereiter, der dieses Elaborat nach Schönbrunn zu bringen hatte.

Seit dem Jahre 1908 standen Österreich-Ungarns Soldaten Gewehr beim Fuß, bereit, den Nachbarn die Lust nach dem Boden der

Monarchie zu nehmen. Der Winter 1912/13 hatte endlich eine leise Entspannung gebracht. Mit dem erwachenden Frühjahr ging ein schwaches Hoffen durch das Vaterland, das jahrelange Bangen könne ein Ende haben, der Friede endlich Einkehr halten. Ostern, das Fest des Friedens, mochte vielleicht die endgültige Erlösung von diesem Alpdruck bringen. Mit der Entspannung in der außenpolitischen Lage war auch die Arbeit im Evidenzbüro leichter geworden; nach jahrelangem Hasten, winkten mit den kommenden Osterfeiertagen freiere Zeiten.

Es sollte aber anders kommen. Der österreichisch-ungarische Gesandte in Cetinje, Freiherr von Giesl, lag nach einer schweren Operation rekonvaleszent in einem Berliner Sanatorium. Kaiser Franz Josef hatte die Abwesenheit des Gesandten der Monarchie zu den Zeiten wichtiger Verhandlungen in Cetinje bedauert. So eilte denn Baron Giesl, kaum hergestellt, auf seinen Posten. Um die Osterfeiertage wollte er wieder in Montenegro sein. Knapp vor Antritt der Reise erhielten wir die Nachricht, daß die Montenegriner auf den heimkehrenden Gesandten ein Attentat planen. Die Folgen eines

solchen Anschläges konnten unabsehbar werden. In der noch immer hochgespannten politischen Atmosphäre war ein Brand leicht entfacht, dessen Ausdehnung kein menschlicher Wille beherrschen konnte. Zu jener Zeit schwirrten die abenteuerlichsten Gerüchte durch die Luft, im Evidenzbüro galt es, Weizen von Spreu zu scheiden. Sollte man den Attentatsgerüchten Glauben schenken? Montenegro war ein unruhiger Boden. Mit dem mächtigen, durch nationale und verwandtschaftliche Bande verknüpften Rußland im Hintergrund hatte das armselige Felsenländchen Montenegro, mit einer Bevölkerungszahl wie etwa eine Vorstadt Wiens, eine politische Aktivität entfaltet, die den europäischen Staatsangelegen schon manche Sorge bereitet hatte. Man erzählte, welche fabelhafte Summen der Beherrscher der Schwarzen Berge im ersten Balkankrieg an der Börse dadurch gewonnen hatte, daß er durch seinen jüngsten Sohn vorzeitig den ersten Kanonenschuß hatte abgeben lassen. Auch jetzt verlautete, die Montenegriner beabsichtigen das Attentat auf Baron Giesl nicht aus persönlicher Feindschaft, sondern lediglich, um irgend eine politische Verwicklung zu schaffen und dann im Trüben zu fischen.

Anapp vor Ostern des Jahres 1913 erhielt ich den Auftrag, an Ort und Stelle die geeigneten Maßnahmen zu treffen, damit der Gesandte unbehelligt nach Cetinje gelange. Ich reiste nach Cattaro. Eine entzückende Seefahrt brachte mich an die Bocche, diesen gottbegnadeten Fleck Erde, der in seiner Naturschönheit in jeder Jahreszeit überwältigend wirkt. Mit Eintritt des Frühjahrs aber wird die Bucht von Cattaro märchenhaft schön. Die Hänge der steilen Felsenklüfte, die sich in den vielgewundenen Buchten zu üppigen Uferbäumen verflachen, prangen in vollster Mandelblüte und geben ein traumhaftes Gesamtbild. Im Einvernehmen mit dem Generalstabschef des Kriegshafenkommandos und mit dem Militärattaché der Gesandtschaft in Cetinje wurde beschlossen, Baron Giesl auf offener See auf ein Torpedoboot unserer Kriegsmarine zu übersetzen und ihn statt über Castelnuovo nach Cattaro, nach der Marinestation Teodo zu bringen, von wo er die Straße nach Cetinje nicht auf dem normalen, sondern auf einem militärisch gesicherten Weg zu erreichen hatte. Dieses Programm klappte vollständig, Baron

Giesl kam in Begleitung des Militärattachés wohlbehalten und unbelästigt nach Cetinje.

In den Pausen, die mir das Arrangement der Reise des Gesandten ließ, besuchte ich die entzückenden Orte der Bocche, die in herrlichster Blütenpracht einen feenhaften Anblick boten. Überall wurden Vorbereitungen für das Osterfest getroffen, unsere Mannschäft half den Bewohnern, mit denen sie trotz aller nationalen Unterschiede in bester Harmonie lebte. Eines Morgens führte mich mein Weg nach Perasto. Die reizende Dorfkirche stand im vollen Schmuck für das Auferstehungsfest. In dem naiven Ausschmückungstalent der Dorfbewohner lag unendliche Poesie, auch den abgehärteten Berufsmenschen mußte weihvolle Stimmung überkommen. In tiefer Andacht betrat ich die Kirche, erhob den Blick gegen den Altar, um dem Lenker unserer Schicksale zu danken, daß er nach vielen Jahren hanger Sorge die Gefahr des Krieges gebannt hatte, daß die Hoffnung bestand, die Söhne unserer Heimat,

die in der Bocche treue Wacht hielten, könnten bald zu ihrer friedlichen Arbeit an den heimatischen Herd zurückkehren. Als sich die Augen an das Dunkel der Kirche gewöhnt hatten, blieben sie an einem lebensgroßen Muttergottesbild ober dem Hauptaltar hängen. Sorgende Hände hatten den Saum des Bildes mit frischen Blumen geschmückt, die heilige Jungfrau prangte in strahlendem Schmuck — Perlen, goldene Ketten, Steine ... und täuschten mich die Augen nicht ... wahrhaftig sie trug auch veritablen Ordensschmuck. An der Brust der Mutter Gottes hing ein Militärverdienstkreuz, ein Kronenorden, dann ein Stern — er kam mir bekannt vor — war's möglich? Es war gar nicht lange her, daß mir der Sultan Abdul Hamid gelegentlich eines Selamlit für meine kaum begonnenen Verdienste um die Reform der türkischen Gendarmerie in Mazedonien den Medschidie-Orden 2. Klasse verliehen hatte — und hier an der Brust der Mutter des Heilands sah ich den gleichen Stern wieder, er hing am grün-roten Bande um den Hals der Jungfrau Maria!

Die Lösung dieser merkwürdigen Erscheinung gab mir der Pfarrer des Ortes voll Stolz. Perasto, das im Laufe der Jahrhunderte gar manchen ungenannten Helden geboren hatte, zählte zu seinen Söhnen auch einen, der es in der österreichisch-ungarischen Kriegsmarine zur höchsten Stufe militärischer Hierarchie gebracht hatte. Als er seinem Kaiser nicht mehr in der Aktivität dienen konnte, zog er sich nach seinem Geburtsort zurück und als er starb, hinterließ er all sein Hab und Gut dem Ort, in dem er das Licht der Welt erblickt hatte. So kamen auch dessen Orden an die Heimatgemeinde, die keine bessere Verwendung dafür fand, als die Mutter Gottes an festlichen Tagen mit all den Kostbarkeiten zu schmücken, die sie besaß. Ich habe es nicht übers Herz gebracht, so viel harmlosen Glauben zu trüben und den Pfarrer aufzuklären, daß die Mutter Gottes einen Orden trug, den nur der Kalif verleiht. Schwer schied ich einige Tage später von diesem gesegneten Fleckchen Erde, mit seinen prächtigen, wetterharten Menschen. Ich sollte ihn nicht mehr wiedersehen. Für wenige Tage hatten die Oster-

glocken der Menschheit den Frieden verkündet — aber schon ein Jahr später fielen jene unseligen Schüsse, die uns zum letzten Kampf für Reich und Thron riefen.

## Osterreich-Ungarns letzter Krieg 1914-1918.

Herausgegeben vom österreichischen Bundesministerium für Heerwesen und vom Kriegsarchiv. Wien 1933. Verlag der militärwissenschaftlichen Mitteilungen. Vierter Band. 1. Doppellieferung. 248 Seiten. 9 Beilagen, 4 Skizzen.

In der Zeit von Neujahr 1916 bis zur Mai-offensive gegen Italien standen sowohl der russische Kriegsschauplatz wie auch der Balkan und die italienische Front wieder im Zeichen schweren und blutigen Ringens.

Die Neujahrsschlacht 1916 gegen die Russen.

„Als Ende 1915 die zweiten Kriegswedhnachten ins Land zogen, da hallte nach den schweren Herbstkämpfen nur schwacher Kriegslärm durch die friedlos gewordene Welt.“ Die Fronten waren erstarrt und arg drückte auf die Mittelmächte die von den Feinden über sie verhängte Absperrung. So mußte ein Weg ins Freie gesucht werden. Generaloberst Freiherr v. Conrad wollte mit vereinten Kräften über Italien herfallen, um dann, wenn diese Front abgeschüttelt sein würde, mit den Deutschen gemeinsam gegen Frankreich zu kämpfen. Bis dahin sollte auch Montenegro niedergeworfen werden, um wenigstens den Westflügel der neuen Ballanfront und damit die Monarchie im Südosten zu sichern, wenn es schon nicht möglich wäre, den Feind aus Salonichi zu vertreiben. General der Infanterie v. Falkenhayn aber setzte beiden Vorschlägen Conrads passiven Widerstand entgegen, so daß sich Conrad entschloß, selbständig den Aufmarsch gegen Montenegro anzuordnen, wobei er auch über die bisher dem Generalfeldmarschall v. Macdensen unterstellte I. u. I. 3. Armee (General der Infanterie v. Köves) frei verfügte, während Falkenhayn ohne Vorwissen seines Bundesgenossen den Plan gefaßt hatte, die Franzosen bei Verdun „zu zermürben“.

Dadurch kam es zum Bruch zwischen den beiden Generalstabschefs. „Hatte im Jahre 1915 gemeinsames Handeln der beiden Kaiserkräfte gewaltige Erfolge gebracht, so bargen die zu getrennten vorgehenden führenden Absichten für 1916 den Kern des Mißerfolges in sich“, und dies um so mehr, als die Entente sich in Chantilly zu einem Generalangriff aller Verbündeten gegen den Festungswall des Gegners entschlossen hatte. Nur über den Zeitpunkt, wann der gewaltige Sturm losbrechen sollte, konnte man sich im Kriegsrat nicht einigen. Schließlich wurde dem Zarenheer die Aufgabe zuteil, den Feind bis zum März zu fesseln, in diesem Monat sollte dann der allgemeine Angriff vor sich gehen.

Megejew aber setzte sich viel weiter reichende Ziele. Er beabsichtigte, die österreichisch-ungarische Front über Kolomea und Lemberg zurückzuwerfen und dann einen entscheidenden und vernichtenden Schlag gegen die Donaumonarchie zu führen. Swanow hatte wenig Vertrauen auf das Gelingen einer solchen Winteroffensive; doch paßte er sich schließlich den Plänen des Generals Megejew an. Die ersten Angriffe der Armee Leischki gegen Karancze erfolgten zwischen dem 27. und 30. Dezember; um die Jahreswende, vom 29. Dezember bis 4. Jänner, versuchte Schtscherbatschew einen Durchbruch an der Strypa, der ihm keinen Erfolg, wohl aber den Verlust von 18.000 Streibern einbrachte, worauf in der ersten Jännerwoche die Schlacht ihren Höhepunkt nach einem Einbruch der Russen bei Karancze erreichte, die dort und bei Toporouk schwerste Kämpfe mit sich brachte.

Im Morgengrauen des 7. Jänner erfolgte überraschend ein Vorstoß der russischen 7. Armee bei Kujdanow, um dort die feindliche Front zu durchbrechen, und vom 10. bis 19. Jänner fluteten russische Massenangriffe neuerdings gegen die österreichisch-ungarische Abwehrfront bei Karancze heran, ohne daß das heiße Ringen, das über drei Wochen vor den Toren von Czernowiz und an der Strypa getobt hatte, den Russen ihren Zielen

nähergebracht hätte. „Dieser glänzende Erfolg der österreichisch-ungarischen Waffen war errungen worden dank der geschickten Abwehrmaßnahmen einer festen Führung sowie der Zähigkeit und Ausdauer einer waderen Truppe, die alle Mühsale und Entbehrungen des langandauernden Kampfes standhaft überwunden hatte.“

#### Die Eroberung von Montenegro.

Noch während die Kämpfe an der Nordfront tobten, begann der Aufmarsch der gegen Montenegro bestimmten Kräfte. Die Brigaden des 8. Korps standen, nachdem sie die zum Äußersten entschlossenen zähen Verteidiger schrittweise zurückgedrängt hatten, schon am 8. Jänner vor Berane, das am 10. Jänner besetzt wurde, während die 62. Infanteriedivision an der Nordfront heftige Gegenangriffe der zahlenmäßig überlegenen dort versammelten Montenegriner abwies, wobei Generalmajor v. Reinöhl den erfolgreichen Gegenstoß bei Mošlovac führte.

Nachdem Berane genommen war, konnte nun auch die Offensive gegen die montenegrinische Westfront beginnen. Durch diese sollte, trotz der Schwierigkeit des Geländes, dem Kleinen Königreich sein operativ wichtigster Schlüsselpunkt, der Lovćen, in direktem Angriff entrisen werden. Teschen hatte die Wegnahme dieses Gebietes durch einen Vorstoß über den Sattel von Krstac befohlen. Aber sowohl General der Infanterie Sarlotić als Feldmarschalleutnant v. Weber hielten diesen Angriff gegen die über 1000 Meter felsstarkem aufragende Wand für zu verlustreich und aussichtslos. Der mit der Durchführung des Stoßes betraute Feldmarschalleutnant Trollmann verwarf gleichfalls das Vordringen über den Krstac und entschied sich dahin, die Masse des 19. Korps über den Stolac anzusetzen. Von Cattaro sollten nur untergeordnete Kräfte über die Grenzlinie aufsteigen, während eine stärkere Flügelgruppe aus der Suppa, eine andere an der Nordflanke zur beiderseitigen Umfassung der Montenegriner vorzuführen wäre. Erst nach der Gewinnung von

Krstac sollte Krstac bezwungen und die Hauptnachschublinie von Cattaro her geöffnet werden.

Nachdem die Heeresleitung diesen Angriffsplan genehmigt hatte, setzte die Gruppe Lottspeich nach Beendigung des Einschießens der Artillerie am 7. Jänner ihren schon begonnenen Angriff fort. Am 8. Jänner 6 Uhr früh setzte dann das Massenseuer aller Feld- und Werksbatterien ein, das sich auch am nächsten Tag wieder auf die feindlichen Stellungen legte, während das Korps Trollmann vorwärtsdrang. Schon an diesem Sonntag verflündeten bei einbrechender Dämmerung auflockernde Feuerzeichen, daß die Vortruppen der 47. Infanteriedivision den Gipfel des Lovćen, des heiligen Berges der Cernagorcen, erstiegen hatten.

Nun suchte Ministerpräsident Mijustovic um einen sechstägigen Waffenstillstand an; doch stießen die I. u. L. Truppen noch am 12. Jänner allenthalben auf Widerstand. Als aber dann die militärische Lage Montenegros sich an allen Fronten derart verschlechterte, daß an eine weitere erfolgreiche Verteidigung nicht mehr zu denken war, mußte auch der König den nachdrücklich wiederholten Friedensforderungen seiner Minister nachgeben und am 16. Jänner die als Voraussetzung für Friedensverhandlungen gestellte Bedingung völliger Unterwerfung der montenegrinischen Armee annehmen. Doch am 17. Jänner reisten die Unterhändler des Königs Nikola plötzlich wieder ab und der König selbst schiffte sich nach Brindisi ein, wo er am 20. die Unterwerfung widerrief und erklärte, den Kampf fortführen zu wollen. Der I. u. L. 3. Armee stand damals aber schon der Weg nach Nordalbanien offen, so daß am 25. Jänner dennoch der Vertrag über die Waffenstreckung unterzeichnet wurde. Damit hatte das montenegrinische Heer zu bestehen aufgehört. Feldmarschalleutnant Trollmann, Feldmarschalleutnant v. Weber und Generalmajor v. Reinöhl erhielten für die Bezwingung Montenegros das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens. Dr. A. M. M.

## Eine neue reichsdeutsche Stimme über die öst.-ung. Armee im Weltkrieg.

In einem Aufsatz „Die k. u. k. Armee im Großen Kriege“ der Berliner „Kreuzzeitung“ schreibt der bekannte Militärschriftsteller, preussischer Oberst a. D. von Derzen, unter anderem:

„Die Russen glaubten nach den Sommerschlachten — wie General Ruzski aussprach — an die völlige Kampfunfähigkeit der habsburgischen Armee. Schon im Dezember 1914 wurden sie in der Schlacht von Limanowa eines besseren belehrt. Mit Recht durfte der österreichische Generalstabschef sagen: „Bei Limanowa-Lapanow wurde das Schwert in den Boden gerammt, das die Heimat vor der russischen Invasion bewahrte.“

Die Kriegsgeschichte kennt kaum ein Beispiel dafür, daß sich ein geschlagenes Heer so rasch aus eigener Kraft wieder aufrichtete. Eine ganze Kette glänzender Waffentaten folgte: der galizische Feldzug 1915, der ohne die österreichische Waffenhilfe nicht denkbar gewesen wäre; der serbische Feldzug; die Eroberung des für uneinnehmbar geltenden Lovcen und ganz besonders die siegreiche Abwehr der italienischen Ueberlegenheit in elf blutigen Isonzoschlachten. Die k. u. k. Regimenter schlugen sich an der italienischen Front — und zwar bemerkenswerterweise ganz gleich, welcher Nationalität sie entstammten — viel zäher und deshalb auch erfolgreicher als gegen die Russen. Diesem Gegner fühlten sie sich in jeder Hinsicht überlegen; besonders auch im Kampf von Mann zu Mann. Eine besonders ruhmvolle Rolle spielte in den Kämpfen im Alpenland der Tiroler Landsturm, die Stand- und Landesschützen, die im Verein mit Kaiserjägern und anderen Gebirgstruppen ihren überlieferten Ruhm bewährten. Die Geschichte der deutsch-österreichischen Truppen im Großen Krieg stellt ein außerordentlich beachtenswertes Kapitel der gesamtdeutschen Heeresgeschichte dar.

Unsere Bundesgenossen hatten es im Großen Kriege noch viel schwerer als wir. Ihnen gegenüber schöpften wir trotz unseres Mangels noch aus dem Vollen. Mußten wir oft monatelang mit knurrendem Magen kämpfen, die Soldaten im Heere der Doppelmonarchie oft mit leerem Aber auch an Waffen, Munition und Ausstattung war noch viel schwerer das Nötigste herbeizuschaffen wie im Reiche. Rechts und links von uns fochten Männer, auf die wir uns ebenso verlassen konnten wie auf uns selbst. In der k. u. k. Front standen auch Soldaten, deren Herz für die Landesfeinde schlug. Nur zu oft wurde den Deutschen zum Verhängnis, daß die mit ihnen damals noch in einem Staatsverbande vereinten Fremdstämmigen treubruchig wurden. Deshalb haben die österreichischen Deutschen auch einen noch höheren Blutzoll für die gemeinsame Sache entrichtet müssen als wir. Dafür gebührt ihnen unser Dank, den wir nicht besser abstaten können, als dadurch, daß wir auch im Reich zu Herolden ihrer Tapferkeit, Hingebung und Treue werden.“

TAGESPOST (Graz)

Nr.:

TAG: 16.5.1933

**Österreich-Ungarns letzter Krieg  
 1914-1918.**

Herausgegeben vom österreichischen Bundesministerium für Heereswesen und vom Kriegsarchiv. Wien, 1933. Verlag der militärwissenschaftlichen Mitteilungen. Vierter Band. Erste Doppellieferung. 248 Seiten mit 9 Beilagen und 4 Stizzen.

**Die Eroberung von Nordalbanien.**

Vergeblich harrten die Trümmer des serbischen Heeres in Medua und Durazzo seit Monatsfrist ihrer Einschiffung. Immer lauter erschollen ihre Hilferufe. Aber erst, als die Armee Kövesz Stutari bedrohte, entschloß sich Paris zur Absendung einer Transportflotte. Nun regte Generaloberst Conrad beim 3. Armeekommando an, eine gemischte Abteilung rasch über die Bojana vorzusenden. Am 23. Jänner besetzte daraufhin die 14. Gebirgsbrigade Stutari, während die Vortruppen des 10. Korps Podgorica und Niksic in Besitz nahmen und dann die Flußebeue der Bojana erreichten. Ein rasches Vorgehen stärke rer Verbände in die nordalbanische Küstenebene verhinderten jedoch die Schwierigkeiten des Nachschubs. Generalleutnant Conte Cadorna wollte Durazzo räumen und sich auf Balona stützen; die politischen Kreise Roms aber beschloßen, Durazzo zu halten und verstärkten das Expeditionskorps zu diesem Zweck um eine Division. Nun forderte die Heeresleitung das 3. Armeekommando am 5. Februar auf, möglichst starke Truppen nach Durazzo vorzuführen, um den dort stehenden Feind noch rechtzeitig zu fassen. Wohl hatte der Vormarsch gegen Süden damals schon langsame Fortschritte gemacht, doch stellten

sich ihm neue Feinde entgegen: Die Sumpfgebiete und die Malaria. Auf eine einzige Marschklinie gedrängt, blieb ein rasches Vorwärtkommen ausgeschlossen. Inzwischen wurde unter großen Schwierigkeiten die Einschiffung des serbischen Heeres am 9. Februar beendet. Zu dieser Zeit besetzten Vortruppen der 63. Infanteriedivision Tirana, während die 211. Landsturminfanteriebrigade sich gegen Durazzo wandte. Als Kavaja am 16. Februar der unter österreichisch-ungarischer Führung stehenden Albanergruppe sich ergab, war die italienische Stellung zu Lande vollkommen umschlossen. Trotz dieser ungünstigen Lage und ungeachtet der Mahnungen Cadornas wurde General Ferrero gezwungen, äußersten Widerstand zu leisten. Doch schon am 23. Februar erstürmte die 211. Landsturminfanteriebrigade die beherrschenden Höhen von Durazzo. Die Italiener mußten sich über den Arsen zurückziehen, wobei sie die Straßenbrücke in Brand setzten, was die rasche Verfolgung und einen Handstreich gegen die Stadt hinderte. General Ferrero konnte am 28. Februar die Einschiffung seiner Truppen beenden. Als die italienischen Nachhut die Schanzen von Kmeta verließen, rückten ihnen die Vortruppen des Obersten Farlas unverweilt nach, der in der Morgendämmerung die Stadt vom griechischen Generalkonsul übernahm. Groß war die Beute, da die Italiener alle Geschütze und Verpflegungsvorräte zurücklassen mußten. Nun sollten Kavaja und Elbassan besetzt, mit Vortruppen der Stumbi erreicht und an die neue italienische Front bei Balona vorgeführt werden. Doch andauernder Regen und Verpflegungsschwierigkeiten verwehrten es, über den Stumbi hinauszugehen. Nur

die Albaner drangen bis an die Bojusa vor. So vererbte der österreichisch-ungarische Feldzug auf dem Westbalkan.

#### Kämpfe in Tirol.

Seit Ende November herrschte an der Tiroler Westfront eine durch den Winter erzwungene Ruhe, seit Neujahr auch im Süden; nur im Suganatal und in den Dolomiten sahen sich die Verteidiger wiederholt angegriffen. Hier war es namentlich der Col di Lana, dessen Eroberung die Italiener mit allen Mitteln anstrebten. Fast den ganzen Winter hindurch hatten sie daran gearbeitet, einen Minengang unterhalb der österreichisch-ungarischen Abteilungen vorzutreiben. Aber auch die Verteidiger waren nicht untätig. Eine von ihnen hergestellte Gegenmine flog am 5. April auf, allerdings ohne Wirkung. Nun bohrten die Italiener um so eifriger weiter. Am 16. und 17. April trommelte die feindliche Artillerie mit ganzer Kraft gegen die Besatzung des Col di Lana und des Monte Sief, und kurz vor Mitternacht des 18. entzündete ein elektrischer Funke die Mine. Der Berggipfel spaltete sich und mächtige Steinblöcke begruben die tapferen Verteidiger. Die Italiener besetzten rasch den gesprengten Hauptgipfel, nach harten Kämpfen auch die nordöstliche Kuppe. Der Grat aber zwischen Col di Lana und Monte Sief blieb in der Hand der nicht weichen Besatzung.

Anfang April führten die Italiener auch ergebnislose Angriffe gegen Riva und gegen den Raachlofer. Die gleichzeitig auf den Adamello- und Gletschern durchgeführten Kämpfe waren wohl die größten, die jemals in der Schnee- und Eisregion des Hochgebirges stattfanden.

#### Die fünfte Isonzoschlacht.

Die bei Winterbeginn am Isonzo abgebrochenen Kämpfe der vierten Schlacht hatten den Italienern den erwarteten Sieg nicht gebracht; die Eroberung von Görz war nicht geglückt; sie mußten sich mit der Einnahme von Oslavija begnügen. Doch auch dieser Ort sollte nicht länger in ihrem Besitz bleiben. Am 24. Jänner begannen die österreichisch-ungarischen Truppen ihre Sturmangriffe gegen die dortigen Höhenstellungen, und schon am Abend dieses Tages war deren Rückeroberung gelungen. 1200 Gefangene und 6 Maschinengewehre wurden eingebracht. Auf Grund der Vereinbarungen von Chantilly hatten die Italiener eine großzügige Verstärkung ihres Heeres vorzunehmen, die bis zum Frühjahr zu vollenden war. Schon im März aber unternahmen sie mehrere heftige Vorstöße gegen die Isonzofront, „um der Bündnispflicht zu genügen, die Kräfte des Feindes festzuhalten und deren Verschiebung auf andere Kriegsplätze zu verhindern“. Am 11. März begann an der ganzen Front lebhaftes Feuer der italienischen Artillerie. Bei Lucinico gelang es den Angreifern vorübergehend ein schmales Grabenstück zu besetzen; ihre Sturmangriffe bei S. Martino und Selz am 13. aber scheiterten. Schon drei Tage später konnte das feindliche Unternehmen als beendet angesehen werden. Nun schien der Augenblick gekommen, mit eigenen Vorstößen den vom Armeeeoberkommando angeordneten Abschub der Truppen nach Tirol zu verschleiern. Am 17. März wurde die erste italienische Stellung auf Sv. Maria bei Tolmein erstürmt, zwei Tage später die eigene Stellung auf dem Kombon verbessert und eine Reihe italienischer

Gräben im Podgora-Abschnitt von Sturmtruppen genommen.

Mitte April wiederholten die Italiener ihre Angriffe auf Solz. Namentlich im Abschnitt des Monte S. Michele und bei S. Martino entwickelte sich ein heftiger Sappen- und Minenkrieg, der am 24. April den österreichisch-ungarischen Truppen schöne Erfolge brachte. Dem Führer des nach der Minenprengung bei S. Martino durchgeführten Unternehmens Oberleutnant Heim des Infanterieregimentes 46 wurde das Maria-Theresien-Kreuz verliehen.

#### Steuerung der Frühjahrsoffensive gegen Stalien.

Durch Vermittlung der Generale Mehger und v. Cramon wurde der persönliche Zwist zwischen Conrad und Falkenhayn Ende Jänner 1916 beigelegt. Am 27. Jänner saßen die beiden Generalstabschefs an der Geburtstagstafel des deutschen Kaisers. Dort wie auch am 3. Februar in Pfließ bemühte sich Conrad umsonst, seinen reichsdeutschen Kollegen zu einer gemeinsamen Offensive gegen Stalien zu gewinnen; denn die deutschen Geschütze waren bereits bei Verdun aufgefahren. Aber auch Conrad ging von seinem Plan nicht mehr ab und entschloß sich, die Offensive mit einer österreichisch-ungarischen Heeresgruppe allein aus Südtirol, „wenn möglich in den Rücken der feindlichen Hauptkraft zu führen“. Generaloberst Erzherzog Eugen legte dem Armeeeoberkommando die Auffassung des Heeresgruppentommandos über die Durchführung des Unternehmens vor. Die Frage des Einfahes der beiden Angriffarmeen führte aber zu Meinungsverschiedenheiten, so daß der Angriffs-

plan erst Ende März feststand. Um den Erfolg möglichst zu sichern, mußte die Honzoarmee bedeutend geschwächt und strengste Geheimhaltung angeordnet werden. Der strenge Winter aber verzögerte den Aufmarsch so sehr, daß der Beginn der Offensive immer mehr hinausgeschoben werden mußte. So kam es, daß die Italiener nicht ganz in Unkenntnis der Pläne Conrads verblieben. Sie bauten eine neue Verteidigungsstellung und verstärkten ihre 1. Armee bedeutend. Anfang April begannen sie am Nordhang des Suganatales gegen den Grenzabschnitt des Obersten v. Sloninka zu drücken, um die Zone bei S. Osvaldo wiederzugewinnen; doch kamen sie auch bei ihren letzten Angriffen am 12. und 13. April nur wenig vorwärts. Nun wurde die 18. Infanteriedivision zum Gegenangriff angeleitet, der es gelang, den Gegner so abguschütteln, daß er auch seine zweite ausgebaute Stellung bei Votto aufgeben mußte. Hierbei zeichneten sich die Deutschmeister besonders aus, und Hauptmann Emil Fey erhielt das Ritterkreuz des Maria-Theresien-Ordens. Dieser Vorstoß wurde zum Auftakt der Offensive in Südtirol, deren Beginn aber wegen der Ungunst des Wetters noch weiter verschoben werden mußte, bis er endlich für den 16. Mai festgesetzt wurde.

Außer der eingehenden, sehr anregenden Darstellung aller dieser Ereignisse an den drei Fronten von Anfang Jänner bis Mitte Mai enthält die Doppellieferung auch eine detaillierte Schilderung des Ausbaues der österreichisch-ungarischen Wehrmacht sowie Tabellen über ihre Entwicklung von Kriegsbeginn bis Anfang Mai 1916 und über die Kriegsgliederung im ersten Halbjahr 1916.

Dr. A. M. M.

# Aufmarsch nach 19 Jahren

Von Leopold Kern

Wer hätte damals gedacht, daß diese Schienen, die mit der Brutalität fanatisierter Kriegsverbrecher aus den militaristischen Staaten bis in die wehrlosen Niederungen des vorausichtlichen Kriegsschauplatzes vordrängen, wenige Jahre später durch so viele Grenzen zerstückelt sein, daß die Nationen, die man treu und ewig unter einem Banner wählte und unbefümmert um ihr Wollen in den Krieg schleppte, bald so vielen Fahnen folgen würden! Aber im Grunde genommen wäre es gar nicht so schwer gewesen, das zu denken, hätte man jener Generation nur das Denken, das man auch der jetzigen wieder verwehren möchte, überhaupt erlaubt!

Ich höre das Rattern der Räder zahlloser Rüge; nur von Schlachtenliedern höre ich nichts. Die Landschaft kann sie mir nicht wiedergeben, denn, da sie bloß von den Zeitungen des Hinterlandes gesungen wurden, sind sie nicht in ihr. Sie sind verstummt mit der Entfernung von der Heimat, vom Wein und den holden Mädchen. Allerdings haben dort Wein, Zigaretten und Blumen derartige Begeisterung ausgelöst, daß sogar slawische und romanische Zungen eingestimmt haben: „Es braust ein Auf wie Donnerhall.“ Den Reservisten war übrigens auch dort nicht zum Singen gewesen, weil ihnen die Tränen von Weib und Kind noch die Hände genezt haben. Die Bauern hatten ihr Lebtag nicht so viel Schokolade gegessen und Zigaretten geraucht wie bei diesem Aufmarsch!

Aber wie bald fehlte solcher Begeisterungsantrieb, nahmen die Flüche über die laufende Enge im Waggon und daß man nicht schlafen könne überhand. Hinter Lundenburg hörte mit dem Wein auch der Gesang auf, hinter Krafau mit dem Essen der Respekt, hinter Jaroslaw mit der Bahnfahrt die Disziplin und bei Rawaruska das Leben.

Wer will der Erste am Feind sein? Aufschriften zufolge jeder Waggon. Die Adjutantur hat Kreide ausgegeben und die Unteroffiziere haben schreiben und zeichnen müssen:

„Die Serben müssen sterben!“  
„Jeder Schuß — ein Auf!“

Den zahlreichen Analphabeten wurde es so lang vorgeschrien, bis sie es auswendig konnten. In den Städten des Hinterlandes mochte es noch begeistert haben; aber in den armseligen Dörfern bei Zolkiew und Ploczow wirkte es lächerlich — und als dieselben Garnituren voll mit Verwundeten zurückführen, war es aufreizend! Lähmende Freude — es waren andre schon früher am Feind! Fürchterliche Neuigkeit — der Feind schießt auch, er trifft, er tötet! Aber wie stand es dann mit dem Sieg? Konnte er etwa auch siegen? Doch nein, man würde ihm dazu nicht Zeit lassen!

Täusche man sich nicht, daß in diesen Landschaften nichts mehr zu sehen sei von den Millionen Tragödien jener fernennahen Zeit! Ueberall umwittert uns blutige Geschichte. Sind es doch dieselben Straßen und Felder, dieselben Eisenbahnen, Brücken, dieselben Menschen — wenn auch längst ausgewechselt, so doch mit demselben Instinkt. Solches Erleben kann auch eine Landschaft nicht aus der Erinnerung tilgen. Es scheint, als läge es ihr noch immer in den Gliedern, vorausbestimmter Kriegsschauplatz gewesen zu sein. Ist sie es heute nicht wieder?

Gleichgültig, wohin ich fahre und horche, frage und sehe: in Krafau, Delatyn, Przemysl, Czestochau, in Dubno oder Dünaburg, in Baranowicz oder Mlawa, in Lodz oder Tannenbergl, in Augustow oder Brest-Litowssk — überall dasselbe Echo, dieselbe Antwort. Ueberall das gleiche Land, ob man nun Tag und Nacht schaut oder Tage und Nächte durchschläft: es war vor dem Krieg so gleich, Kriegsschauplatz zu werden, es war im Krieg so gleich, mit Blut gedüngt zu werden, und es ist nach dem Krieg so gleich in den Sorgen und Mühen der Menschen um die nahe und ferne Zukunft.

Gewitter ballen sich über dem lichten Land und die Birken beben vor dem fernen Sturm. Das Korn wallt, Weizen und Hirse sammeln Kraft zur Reife. Wird es zur Ernte kommen? Es sind Sommergewitter wie damals; noch ist es nicht der Herbststurm, der den endlosen Regen über zerstampfte Felder treibt und beharrlich die

Schützengräben füllt, noch nicht der Winter der Karpathen, noch ist es nicht Leben und Sterben in Sumpf und Sand. Noch sitzt man im Zug und muß nicht den Tornister auf den wunden Achseln, den Körper auf blutenden Sohlen schleppen! Ich folge den Menschenzügen durch Galizien, Polen, Wolhynien, an Weichsel, San, Nida, Bug, Stochod, Styr, Zkwa, Plota-Lipa, Düna und Dniestr.

Ich sehe die blanken Kolonnen. Neues Tuch, neues Leder, wohlriechende Gewehre, Geschütze. Noch kein Pulvergestank, kein Rost. „Felduniform — fast unsichtbar!“ Aber schon auf Kilometer sieht einem der Gegner bis in den Magen! Die Offiziere mit feischen Gamaschen und gelben Feldbinden, bligenden Säbeln, alles so neu aus bunten Geschäften, aber nun so fremd in der armseligen Landschaft, nicht wie bei der Parade, beim Manöver anmaßend, nein, gedrückt, verlegen. Nun wurde es ernst! Man schwihte hinter dem hohen Kragen, unter der Feldbinde, den Gamaschen, fürs Vaterland. Was erst der Mann, dem die Vorsehung Tornister, Gewehr, Munition, Feldgeräte und „Proprietäten“ aufgelastet hatte! Zum Glück mußte man nicht mehr „wachsen!“, Staub, Rot und Blut sorgten für eine eigene Patina! Und zum Glück würde der Krieg bis Weihnachten zu Ende sein!

Die Reichthümer Oesterreich-Ungarns, Rußlands, Deutschlands stürzten der Selbstvernichtung im Wechselraum zu. Wohl darum ist dieses Land noch immer so arm. Aber man konnte damals umsonst auf der Bahn fahren, umsonst leben — was man so nennt; aber auch umsonst sterben. Heute kann man es nicht mehr. Oder wird man es wieder können? Es ist wahr: Wie armselig ist der

Berkehr in diesen Ländereien, wenn es gerade keinen Krieg gibt, trotz den vielen Bahnen. Viele enden mitten im Walde, im Sumpfe, angeblich an einer Grenze. Man kann nichts erspähen — bis bewaffnete Posten aus dem Schatten treten und Bajonette funkeln. Sind sie wirklich dazu gebaut worden, um einmal wieder fremde Menschen in die Einöde zu schleppen?

Auf den einsamen Eisenstraßen durch die Waldtäler in die Bukowina, nach Galizien, aus dem Waagtal, auf der Nordbahn, auf all den zahlreichen Strecken Deutschlands konzentriert auf Polen zu fluten Massen, aus Rußland auf wenigen Bahnen, aber dafür auf allen Landwegen, die zahlreich sind wie das Land offen ist, doppelt so große Massen aus den menschenreichen Brotländern Sarmatiens. Völker und Massen. Die Russen staunen, wie sich der Weg nach Wien und Berlin zieht, die Oesterreicher fluchen über die Läuse. In manchen Gegenden standen die Menschen so dicht wie die Saaten, die der Bauer nicht mehr einheimen konnte. Auch jetzt, neunzehn Jahre später, wogen wieder die grünen Meere. Aber wo sind die Hunderttausende, die hier einst versammelt waren, daß sie diesem Lande ins friedliche Auge blickten?

Die Zeit ist nicht geblieben und die Menschen sind es auch nicht. Nur die Gräber sind da im Land, das hat bleiben müssen. Schiefe Holzkreuze ohne Namen und morsiche Einfriedungen, denen Gaukler Romantik abgewinnen möchten. Es ist der Geist des Guten und des Friedens, der über den Gräbern schwebt und den die Bauern meinen, wenn sie ein Gebet murmeln.

Ich taumle durch die Katastrophen verlorener Schlachten, „Lemberg noch in

unserem Besitz“, und erschauere vor den Opfern weitem. Tote Bauern und ihre Pferde, Menschen aus Fabrik und Kontor, die wenige Wochen vorher noch in einem fernem glücklichen Lande friedlich geschafft hatten. Dörfer brennen und Gehenkte baumeln an Birken. Geschlagene Generale benötigten Ausreden für ihre Niederlagen! Polen und Bauern, Geheimentelephone und Glocken hätten die Schlachten entschieden? Bei den hohen Stäben schmettern die Regimentsmusikern...

Ich pralle mit Zügen voll „Ersatz“ in die zerstörte Front, sollere aus umgeworfenen Garnituren, werde von explodierenden Lokomotiven in den Sumpf geschleudert und finde mich unter Gehenkten und Erschossenen. Mit grauen Kolonnen, wie ekle Raupen, frieche ich übers Land — und es sind doch bebende, hoffende Menschen hüben und drüben. Aber drüben sind es nicht Menschen, ist es der Feind! Das Bewußtsein, daß man das „heilige Recht“, daß man „Ersatz“ hinter sich habe, daß das Rote Kreuz über den Schlachten wache und mit seinen Zügen fahre, sollte Helben zeugen; daß es Medaillen und Beförderungen gebe, sollte Schlachten und Feldzüge gewinnen, die nicht zu gewinnen waren. Und die Toten? Oh, denen würde man Denkmale setzen und sich dabei in schönen Reden betweihrauchern!

Wie furchtbar die Erkenntnis, daß es nichts zu gewinnen, nur zu verlieren gebe — wie fruchtbar könnte sie sein!

Fern im Hinterland die Mädchen mit Wein, Zigaretten, Blumen, Schokolade — aber so nahe da vorn der Krieg! Und die Menschen, Mädchen, Mütter voll Angst. Dörfer voll Brand, Plünderung, Schändung! Flucht, Panik vor dem Feind, der doch in Manifesten beedigt hat, mit ihm sei „Gott, die Gerechtigkeit, die Kultur“!

So soll es wieder sein?

Aus dem Dünenfande oder Tristen,  
der die Reste eures Lebens deckt,  
hat sich zu den zornentbrannten Säulen  
nächstens eine Schattenfaust gereckt...

## Das große GErinnern.

Alljährlich in diesen Tagen geht das GErinnern durch die Welt. In diesen Tagen, vor neunzehn Jahren, begann der Weltkrieg, der die Endepoche des kapitalistischen Zeitalters einleitete. Und alles, was wir heute Großes und Schweres erleben — es wäre anders, könnte man ungeschehen machen, was in jenen Tagen des Juli und August 1914 geschah.

Gewiß, die Erinnerung an jenes Geschehen verblaßt. Neunzehn Jahre sind eine lange Zeit. Die damals ins Feld zogen und halbwegs heile Glieder heimbrachten, sind heute schon über die Hälfte des Lebens hinaus, und eine ganze Generation ist herangewachsen, die vom Krieg nichts weiß, als daß er manchmal in ihrer Kindheit die Mutter weinen machte. Daß er ihnen, als sie Kinder waren, die zarten Knochen verbog, daß er ihnen mit seiner Bruderkraft die Kraft aus den Gliedern sog, die Ruhe aus den Nerven riß und sie als ein nervöses, seelisch kraftloses Geschlecht hinausstieß in die Wirren der Nachkriegszeit: das wissen viele nicht, aber die Welt spürt es.

Darum soll das Geschehen nicht vergessen werden, das in jenen Julitagen 1914 seinen unheilvollen Anfang nahm. Viel ist über Kriegsbeginn und Kriegsschuld geforscht, geschrieben, gestritten worden. Viel läßt sich über den grauenhaften Mechanismus der Lüge und Gewalt erzählen, der damals seinen unheimlich rasenden, entsetzlich zermalmenden Lauf begann. In Wien ein alter Kaiser eines alten Zwingstaates, der die Stunde seines Zerfalls hinauszuschieben wähnte, wenn er sich jungbadete im Blute der Völker. In Berlin ein größenwahnsinniger Narr auf dem Kaiserthron, dem ein ganzes Volk von Untertanen und Uniformen mit blitzenden Säbeln und brüllendem Hurra ins Verderben folgte. In St. Petersburg ein schrankenloser Despot, der die ungezählten Millionen russischer Bauern auf die Schlachtfelder zu sterben schickte, wie sie auf den Feldern der Herren zu roboten gewohnt waren. In Paris und London Generalstäbe und kapitalistische Diplomaten, die das herausfordernde Säbelrasseln des deutschen Militarismus richtig als einen Konkurrenzkampf des Imperialismus um Märkte und Kolonien erkannten und mit Kanonen beantworteten. Und darum mußten Millionen Menschen sterben, darum lag die Jugend, die Hoffnung der ganzen Welt, vier Jahre lang in laufigen Schützengräben, watete durch Dreck und Blut, erstickte im Schlamm, beredete röchelnd im Stacheldraht, faulte schließlich zerfetzt im Massengrab, wurde zu bleichem, zerfallendem Gebein, das der Pflug des Bauern heute längst den Furchen der Erde einaeebnet hat.

Und wofür das alles, wofür?

Es ist heute wichtiger als je, sich an all das zu erinnern. Wichtiger? Warum?

Weil eine aus den Fugen geratene Zeit nicht nur vergessen hat, wie das große Grauen war, sondern bemüht ist, die Vergangenheit zurückzuführen. Man spricht von „Gegenrevolution“. Man meint damit, daß alles, was an geschichtlichem Werden, an politischer Neuerung und sozialer Verheißung aus dem Millionenmenschentopfer des Weltkrieges hervorgegangen ist, nicht bestehen soll, sondern sich rückwärts wandeln. Die Zukunft soll Vergangenheit sein.

Sind dafür die Millionen österreichischer Menschen am San und am Sionzo, vor Belgrad und in den Dolomiten gestorben?

Ach laßt die Toten ruhen! Scheucht sie nicht aus der Erde, sagt die spießhafte Bequemlichkeit. Und an den Stätten, von denen aus die Verbrecher der Monarchie die Brandfackel in die Welt geschleudert haben, spielt die frühere Deutschmeisterkapelle flotte Militärmärsche.

Wir ehren das Andenken der Toten, indem wir die Rechte der Lebenden wahren. Wir erfüllen den wahren Sinn ihres Opfers, indem wir das Gebot der Geschichte vollstrecken: nicht zurück in moderne Vergangenheit — vorwärts mit festem Willen zu einer neuen Welt!

Um so erschütternder ist der Rückschlag, den das deutsche Volk erleiden mußte. Die Tage Wilhelms II. sind furchtbar übertrumpft durch den Cäsarenwahnsinn der heutigen Herrscher. Die preußische Pickelhaube war ein Sinnbild stärksten Friedens gegen die SM-Uniform. Die alte deutsche Monarchie war ein Rechts- und Kulturstaat gegen das Deutschland der braunen Barbarei.

Und dieses Deutschland ist bereit, die grausame Gewalt, mit der seine Hitler und Genfer heute gegen das eigene Volk, gegen die deutschen Arbeiter wüten, morgen gegen andre Völker zu kehren. Das Deutschland Hitlers ist heute in der Welt noch verhaßter, als es das Deutschland Wilhelms II. war. Das Deutschland Hitlers rüstet fieberhaft; und wie hinter den säbelrasselnenden, ordenblitzenden, sporenklirrenden Junkern der kaiserlichen

Zeit die Kanonenfabrikanten und Grubenbarone standen, die dem Staat seine Politik, der Armee ihre Siegfriedensziele — Erz in Frankreich, Häfen in Flandern, Korn in Rußland, Bahnen nach Bagdad — diktierten, so sieht man heute schon wieder hinter den Hitler und Göring die Krupp und Thyssen auftauchen, die Bergherren und Stahlmagnaten, die der „nationalen Revolution“ ihre Richtung weisen — auf das kapitalistische Kriegsgeschäft. Nie seit dem Ende des Krieges war die Welt zerrissener, der Friede gefährdeter als in diesen Tagen, da der deutsche Faschismus zur schwersten Kriegsdrohung wird.

Sind dafür die Millionen deutscher Jungen in Polen und Flandern, bei Tannenberg und Verdun gefallen — daß andre Hunderttausende deutscher Jungen heute wieder Uniform tragen, Stetschritt üben und auf den Krieg warten? Oder gar, daß andre Zehntausende hinter dem Stacheldraht der Konzentrationslager den Drill der Stahlrute, den Hieb der Reitpeitsche und den feigen Knall des Revolvers gegen Wehrlose erleben? Soll das, dieses Leben in grauenvollem Kerker, der Sinn jenes Sterbens gemessen sein?

Nein, diese „nationale Erhebung“ der Schänder und Schufte haben die Kämpfer und Dulder des Weltkrieges nicht gemeint! Nein, dazu haben sie den Krieg nicht geführt, daß jetzt ein grausamer, erbarmungsloser, erbärmlicher Krieg faschistischer Gewalttäter gegen das deutsche Volk daraus werde! Dafür sind sie nicht gestorben, daß ihre Väter, Söhne, Brüder heute Feinde und Gefangene seien im eigenen Land, schlimmer behandelt, rechtloser, wehrloser als die Gefangenen des Weltkrieges!

Nur der Kampf gegen diese wütende Gewalt rettet das deutsche Volk. Nur der Krieg gegen den Faschismus verhütet den Krieg, verhindert das Versinken der Menschheit in blutige Barbareil

Die Arbeiter sind es, die aus dem großen Erinnern die meisten Lehren zu ziehen haben.

Im Weltkrieg war es, daß „Deutschlands ärmster Sohn auch sein getreuester war“. Der Mann, der dieses Lied sang, der Sozialdemokrat Karl Bröger, sitzt heute im Konzentrationslager. Die deutsche Arbeiterschaft erfährt den Dant des Vaterlandes.

Nach dem Weltkrieg geschah es, daß die Herrschenden aller Länder, zitternd vor der Rache der heimkehrenden Soldaten, der erregten, ausgebluteten Massen, ihnen einen neuen Staat, eine neue Ordnung versprachen. Damals bekannten sie sich zur Republik, zur Demokratie, zur sozialen Reform, zum Weltfrieden. Heute räumen sie den „revolutionären Schutt“ weg und bekennen sich zur „Gegenrevolution“.

Die Arbeiter haben erfahren, was die Versprechungen der Herrschenden wert sind. Sie haben gesehen, wie diejenigen, die man in der Stunde ihrer Niederlage pardonierte hat, weil sie sich damals in alle Mauslöcher verkrochen, wieder zu kommandieren beginnen, wenn sich die Zeiten ändern. Aber diese Aenderung bleibt beim heutigen Zustand nicht stehen. Es kommen auch wieder andre Zeiten!

Daran denken die Arbeiter in dem großen Erinnern dieser Tage. Sie verstehen im Lichte dieser Erinnerung besser als je, wie notwendig es ist, mit dem Aufgebot aller Kraft den Kampf gegen Hitler und gegen Habsburg zu führen. Sie wissen heute besser als je, was es bedeutet, die Macht zu besitzen, was es wert ist, sie zu erobern.

Heute lebt eine Generation, die aus dem Kriege kommt und in den Wirren der Nachkriegszeit erschöpft, in ihren Kräften zerrieben, um ihre Hoffnungen betrogen wird. Heute lebt eine Generation, die aus dem Kriege kommt und fürchten muß, daß die Welt in den neuen, nächsten Krieg hineintaumle. In dem großen Grauen, das uns packt, wenn wir des Geschehenen gedenken, in der zögernden Furcht vor neuem unheilvollen Geschehen, schauernd zwischen Vergangenheit und Zukunft, wächst uns aus dem Erleben erst recht der Wille, eine neue Welt zu erkämpfen. Wir haben einmal den Krieg erlebt und auf ihn folgte die Revolution. Sie blieb unvollendet, sie brandet zurück — aber die Geschichte geht weiter. Und in dem großen Erinnern leuchtet uns eine große Hoffnung auf.

## Die Frühjahrsoffensive 1916 gegen Italien.

Osterreich-Ungarns letzter Krieg 1914—1918. Herausgegeben vom Osterreichischen Bundesministerium für Heerwesen und vom Kriegsarchiv. Wien 1933. Verlag der Militärwissenschaftlichen Mitteilungen. IV. Band, 2. Doppellieferung. 232 S., 13 Beilagen.

Eine dichtgedrängte Reihe glänzender Taten voll Opfermut und Todesverachtung, die nur höchstes Pflichtgefühl zu leisten vermochte, enthalten die 106 Seiten des Buches, auf denen G.M. Jöbl in treffender und übersichtlicher Weise die Ereignisse der Offensive 1916 schildert. Inmitten seiner kampfesfreudigen Scharen stand der Thronfolger Erzherzog Karl als Kommandant des 20. Korps, der mit „heißer Unermüdlichkeit für seine Truppen sorgte“ und „durch die jeder Pore entratende Frische und Leutseligkeit ihr Herz im Sturm eroberte.“ Das Tuppenreiche Gelände mit seinen schroff aufragenden, festungsgleichen Felsenipfen und tiefdurchfurchten Tälern war der Schauplatz groß angelegter Schlachten, aber auch so vieler heroischer Einzelkämpfe kleiner und kleinster Abteilungen, die im kurzen Zeitraum eines Monats abrollten, daß aus der Fülle der Geschehnisse nur ein kurzer Abriss hier geboten werden kann.

Erst fünf Wochen nach dem 10. April, an welchem Tag Erzherzog Eugen mit seiner Heeresgruppe schon bereit stand, konnte die 11. Armee des

G.D. Dankl den Angriff gegen den stark verschanzten Feind beginnen. Die rund 100 Bataone und 180 Batterien des 3., 8. und 20. Korps sollten als wichtiger Keil die italienische Front durchbrechen und auf Trieme und Bassano vorstoßen. Hinter ihnen stand die 3. Armee mit 1., 17. und 21. Korps in Bereitschaft.

Am 15. Mai 6 Uhr früh begann die erste Schlacht. Blitz auf Blitz zuckte aus den Rohren; um 9 Uhr lezte der Orkan des Vernichtungsfeuers ein; 250 leichte und 120 schwere und schwerste Geschütze donnerten gegen den Feind; mittags erhob sich die Hauptkraft zum Ansturm und bald war die Costa d'Agria vom 3. Kaiserjägerregiment, abends auch der Mt. Coston von den „Hessen“ erobert und am 16. zwangen die „Rainer“ die Verteidiger der Felsenburg Soglio d'Alpino zur Übergabe. Vom 17. bis 19. wurde um die Entscheidung gekämpft; schon stand das 20. Korps mitten in der Befestigungszone des Feindes. Gleich am ersten Tag erstürmte das 2. Kaiserjägerregiment den Mt. Maggio, am folgenden Tag die 180. Infanteriebrigade die anderen Gipfel des Grenzrückens. Am linken Flügel des Korps führte G.M. R. Müller die Regimenter 50 und 59 vor, um dem Hauptangriff des 14. Infanterieregimentes gegen den Coston d'Arstero Raum zu schaffen. Durch einen schneidigen Vorstoß des deutschböhmisches Baons IV/42 werden die Italiener zurückgetrieben (Oblt. Hermann Kirchner erwarb sich hierbei den Maria-Theresien-Orden).

und am 18. fällt die Spitze des Berges in die Hände der Oberösterreicher. Das 3. Kaiserjägerregiment nimmt die C. di Campoluzgo in Besitz und so ist am Nachmittag der Feind vor dem 20. Korps aus seiner zweiten Linie geworfen. Dieser Tag brachte auch beim 8. Korps eine entscheidende Wendung: Die 6. Gebirgsbrigade eroberte die Schanzen auf der Jugna Torta, die 9. im Verein mit der 18. Gebirgsbrigade den Stützpunkt 856, Bocaldo und Giacera und die 10. Gebirgsbrigade griff den Col Santo von Osten her an, der am folgenden Tag, ebenso wie der Mt. Lesto und später auch die C. Malingo in den Besitz dieses Korps gelangte. Am selben Tag konnte das 20. Korps den Mt. Toraro, Mt. Campolon und Mt. Melignone besetzen, womit der anbefohlene Durchbruch vollendet war. Die beiden Korps hatten an Gefangenen 247 Offiziere und 12.592 Mann, an Beute 107 Geschütze und 67 Maschinengewehre eingebracht.

Als die Offensive der 11. Armee begann, stand von der 3. nur das 17. Korps mit dem Feind in Berührung; es hatte den Befehl, die Italiener im Suganatal zu binden. Gegen die Sella war kein Angriff geplant; aus eigenem Antrieb aber stießen verschiedene Infanteriegruppen vor. Sie drangen bis zur Kote 1691 hinan und das galizische Baon IV/24 bemächtigte sich eines Teiles des Armenterradens, während der Feind von der Sella schrittweise zurückging. Nun setzte die ganze 181. Infan-

teriebrigade zum Angriff an; die Italiener räumten das Gefechtsfeld und stuteten auf den Straßen ostwärts von Borgo zurück, bis Albibra im Maggital, Roa an der Brenta und über Roncegno hinaus verfolgt.

Angeichts dieser Ereignisse bildete Cadorna jetzt rasch eine 5. italienische Armee in der Ebene und stellte sie im Dreieck Biogna—Padua—Citabella auf, um im Fall des Vorbruchs der Österreicher ins Flachland ihnen mit frischen Kräften entgegenzutreten zu können. Gleichzeitig wandte er sich aber auch an Rußland mit der Bitte um Entlastungsangriffe.

Inzwischen hatte das Heeresgruppenkommando die Angriffsfront geteilt: Rechts die 11. Armee mit dem 8. und 20. Korps, links von der 3. Armee das 1. und das dieser Armee nunmehr unterstellte 3. Korps, im nördlichen Anschluß daran das 17. Korps. Am 19. Mai erhielt das 3. Korpskommando den Befehl, alle Vorbereitungen zum erneuten Durchbruch zu treffen. Aber schon an diesem Tag hatte Oberst Kliemann mit 47ern und 7er-Jägern das Hoched und die Isernaplatte besetzt. In den ersten Morgenstunden des folgenden Tages, an dem das „Eiserne Korps“ in geschlossener Front angriff, eroberte das Grazer Schützenregiment Nr. 3 die Vesespitze und bald darauf mit 2 Böhnen des Egerländer Infanterieregimentes Nr. 73 die obere Macaistellung, während die Kroaten des 96. Regimentes die Höhe südlich von

Vezzena nahmen. Obwohl der Italiener immer wieder neue Kräfte heranzuführte, gelang es tags darauf der 28. Infanteriedivision, die ganze Stellung Costesin—Macai in die Hand zu bekommen. Das Panzerwerk Berena, jenes auf dem Mt. Campolongo und alle Zwischenbauten wurden vom Feind verlassen, der nicht mehr imstande war, auch nur Teile seiner Stellung zu halten. Seine dezimierten Brigaden stuteten zurück, die italienische 34. Infanteriedivision war vernichtet. Ihrem Führer blieb nichts übrig, als die Besetzung der dritten Stellung anzuordnen, die vom Mt. Kempel über Camporovere zur Punta Corbin verlief. Ersterer Stützpunkt aber war über Befehl des Obst. R. v. Ellison schon vom Hochgebirgsdetachment der 43. Schützenbrigade und einer Kompanie Schützenregiment 26 in Besitz genommen worden. Andere Abteilungen der Brigade warfen die Italiener von der Porta di Manazzo ins Affatal hinab und in der Nacht erreichte Obstk. Passy mit zwei Baonen Schützenregiment 26 das hochgelegene Sperrwerk Bocchetta di Portula.

Zur selben Zeit errang das 3. Korps neue Erfolge östlich der Affaschlucht, die 18. Infanteriedivision des 17. Korps drang bis Ospedaletto vor und das 8. Korps gegen den Pasubio, wobei jedoch die Kaiserjäger unter sehr schweren Kämpfen zu leiden hatten. Vom 20. bis 26. Mai wurde vom 20. Korps das Saghibeden vom Feind gesäubert und nun begann die Schlacht gegen Asiago und

Arstero (27. Mai bis 16. Juni). Am 29. sollte das „Eiserne Korps“ die Kampfhandlung gegen Asiago durchführen; doch schon am 27. abends hatte die 21. Infanteriebrigade den Mt. Dorale, den ganzen zum Mt. Interrotto abfallenden Rücken und die Straßensperre Val d'Alfa in Besitz genommen und drang am 28. gegen Camporovere und Mt. Raga vor. Auch dem 11. Feldjägerbaon war es schon am 27. gelungen, über die Affaschlucht hinwegzusehen und am 28. stand die gesamte 56. Infanteriebrigade in einem flachen Bogen um Canove, mit einer Kompanie in Asiago. Am 29. fiel der Stützpunkt nördlich Conca in die Hände der Baone des Obst. Kliemann und das 24. Feldjägerbaon drang in das Panzerwerk Punta Corbin ein. Auch die 11. Armee hatte am 26. ihre Vorrückung fortgesetzt. Nach Eroberung des Mt. Cimone konnte die 3. Infanteriedivision des 20. Korps Casa Ratti und Coronolo besetzen. Am 29. mittags nahmen zwei Baone des 1. Kaiserjägerregimentes den Mt. Aralta; dann auf dem steilen Rücken den Gipfel des Mt. Priasora westlich umgehend, kamen die Kaiserjäger in den Rücken der Besagung, die flüchtete. Der 1300 Meter über das Tal emporragende Berg war genommen. Vergeblich aber mühten sich die Kaiserjäger ab, den Vuolepaß in Besitz zu nehmen. Sie verloren bei ihren zähen und tapferen Angriffen 13 v. S. ihres Gefechtsstandes. Auch gegen den Mt. Cengio gestaltete sich der Vorstoß schwierig; beim Feind waren bedeu-

und am 18. fällt die Spitze des Berges in die Hände der Oberösterreicher. Das 3. Kaiserjägerregiment nimmt die C. di Campolungo in Besitz und so ist am Nachmittag der Feind vor dem 20. Korps aus seiner zweiten Linie geworfen. Dieser Tag brachte auch beim 8. Korps eine entscheidende Wendung: Die 6. Gebirgsbrigade eroberte die Schanzen auf der Jugna Torta, die 9. im Verein mit der 18. Gebirgsbrigade den Stützpunkt 856, Bocaudo und Giacera und die 10. Gebirgsbrigade griff den Col Santo von Osten her an, der am folgenden Tag, ebenso wie der Mt. Lesto und später auch die C. Malingo in den Besitz dieses Korps gelangte. Am selben Tag konnte das 20. Korps den Mt. Loraro, Mt. Campolon und Mt. Melignone besetzen, womit der anbefohlene Durchbruch vollendet war. Die beiden Korps hatten an Gefangenen 247 Offiziere und 12.592 Mann, an Beute 107 Geschütze und 67 Maschinengewehre eingebracht.

Als die Offensive der 11. Armee begann, stand von der 3. nur das 17. Korps mit dem Feind in Berührung; es hatte den Befehl, die Italiener im Suganatal zu binden. Gegen die Sella war kein Angriff geplant; aus eigenem Antrieb aber stießen verschiedene Infanteriegruppen vor. Sie drangen bis zur Kote 1691 hinan und das galizische Baon IV/24 bemächtigte sich eines Teiles des Armenterrückens, während der Feind von der Sella schrittweise zurückging. Nun setzte die ganze 181. Infanteriebrigade zum Angriff an; die Italiener räumten das Gefechtsfeld und fluteten auf den Straßen ostwärts von Borgo zurück, bis Albibra im Maggioletal, Roa an der Brenta und über Roncegno hinaus verfolgt.

Angesichts dieser Ereignisse bildete Cadorna jetzt rasch eine 5. italienische Armee in der Ebene und stellte sie im Dreieck Vicenza—Padua—Citadella auf, um im Fall des Vorbruchs der Oesterreicher ins Flachland ihnen mit frischen Kräften entgegenzutreten zu können. Gleichzeitig wandte er sich aber auch an Rußland mit der Bitte um Entlastungsangriffe.

Inzwischen hatte das Heeresgruppenkommando die Angriffsfront geteilt: Rechts die 11. Armee mit dem 8. und 20. Korps, links von der 3. Armee das 1. und das dieser Armee nunmehr unterstellte 3. Korps, im nördlichen Anschluß daran das 17. Korps. Am 19. Mai erhielt das 3. Korpskommando den Befehl, alle Vorbereitungen zum erneuten Durchbruch zu treffen. Aber schon an diesem Tag hatte Oberst Riemann mit 47ern und 7er-Jägern das Hoched und die Lusernaplatte besetzt. In den ersten Morgenstunden des folgenden Tages, an dem das „Eiserne Korps“ in geschlossener Front angriff, eroberte das Grazer Schützenregiment Nr. 3 die Levespitze und bald darauf mit 2 Baonen des Egerländer Infanterieregimentes Nr. 73 die obere Macaifstellung, während die Kroaten des 96. Regimentes die Höhe südlich von

Bezzena nahmen. Obwohl der Italiener immer wieder neue Kräfte heranzuführte, gelang es tags darauf der 28. Infanteriedivision, die ganze Stellung Costesin—Macai in die Hand zu bekommen. Das Panzerwerk Berena, jenes auf dem Mt. Campolungo und alle Zwischenbauten wurden vom Feind verlassen, der nicht mehr imstande war, auch nur Teile seiner Stellung zu halten. Seine dezimierten Brigaden fluteten zurück, die italienische 34. Infanteriedivision war vernichtet. Ihrem Führer blieb nichts übrig, als die Besetzung der dritten Stellung anzuordnen, die vom Mt. Kempel über Camporovere zur Punta Corbin verlief. Ersterer Stützpunkt aber war über Befehl des Obst. R. v. Ellison schon vom Hochgebirgsdetachement der 43. Schützenbrigade und einer Kompanie Schützenregiment 26 in Besitz genommen worden. Andere Abteilungen der Brigade warfen die Italiener von der Porta di Manazzo ins Affatal hinab und in der Nacht erreichte Obstl. Passy mit zwei Baonen Schützenregiment 26 das hochgelegene Sperwerk Bocchetta di Portule.

Zur selben Zeit errang das 3. Korps neue Erfolge östlich der Affatschlucht, die 18. Infanteriedivision des 17. Korps drang bis Ospedaletto vor und das 8. Korps gegen den Pasubio, wobei jedoch die Kaiserschützen unter sehr schweren Kämpfen zu Leiden hatten. Vom 20. bis 26. Mai wurde vom 20. Korps das Saghibeden vom Feind gesäubert und nun begann die Schlacht gegen Asiago und

Ursiero (27. Mai bis 16. Juni). Am 29. sollte das „Eiserne Korps“ die Kampfhandlung gegen Asiago durchführen; doch schon am 27. abends hatte die 21. Infanteriebrigade den Mt. Dorale, den ganzen zum Mt. Interrotto abfallenden Rücken und die Straßensperre Val d'Alfa in Besitz genommen und drang am 28. gegen Camporovere und Mt. Rahe vor. Auch dem 11. Feldjägerbaon war es schon am 27. gelungen, über die Affatschlucht hinwegzusehen und am 28. stand die gesamte 56. Infanteriebrigade in einem flachen Bogen um Canove, mit einer Kompanie in Asiago. Am 29. fiel der Stützpunkt nördlich Conca in die Hände der Baone des Obst. Riemann und das 24. Feldjägerbaon drang in das Panzerwerk Punta Corbin ein. Auch die 11. Armee hatte am 26. ihre Vorrückung fortgesetzt. Nach Eroberung des Mt. Cimone konnte die 3. Infanteriedivision des 20. Korps Casa Ratti und Coronolo besetzen. Am 29. mittags nahmen zwei Baone des 1. Kaiserjägerregimentes den Mt. Alalta; dann auf dem steilen Rücken den Gipfel des Mt. Priasforà westlich umgehend, kamen die Kaiserjäger in den Rücken der Besatzung, die flüchtete. Der 1300 Meter über das Tal emporragende Berg war genommen. Vergeblich aber mühten sich die Kaiserschützen ab, den Vuolepaß in Besitz zu nehmen. Sie verloren bei ihren zähen und tapferen Angriffen 13 v. S. ihres Gefechtsstandes. Auch gegen den Mt. Cengio gestaltete sich der Vorstoß schwierig; beim Feind waren bedeu-

tende Verstärkungen eingelangt. Da ein Durchbruch über Asiago sich als undurchführbar erwies, sollte der weitere Angriff gegen die Hochfläche von Novogno versucht werden und am 7. Juni beginnen; er wurde dann aber auf den 12. verschoben. Inzwischen breitete sich die 3. Armee auf den Hochflächen der Sieben Gemeinden aus. Das 20. Korps versuchte durch die Val Canaglia durchzustoßen. Es gelang, die Höhen des Mt. Cengio bis zum Mt. Barco hinüber endlich ganz in die Hand zu bekommen. Die zur Verteidigung des Canagliatales anrückenden feindlichen Verstärkungen flüchteten auf den Mt. Pass.

Die starken Anstürme des Feindes gegen den Nordflügel des 3. Korps wurden unter beiderseitigen schweren Verlusten von der 8. Gebirgsbrigade abgewiesen. Inzwischen bereitete sich die 11. Infanteriebrigade zum Angriff gegen den Bergkloß Mt. Meletta—Mt. Castelgomberto vor. Trotz der äußersten Schwierigkeiten des Geländes kletterten am 5. Juni die Baone der „Belgier“ und des bosnisch-herzegowinischen Infanterieregimentes 2 über die Felswände empor; am 8. Uhr abends bliesen die Hörner zum Sturm und eine halbe Stunde später war der Mt. Meletta erobert; tags darauf auch der Mt. Castelgomberto.

Unterdessen waren über die Art der Fortführung der Offensive zwischen Asiago und dem Asiaticol Meinungsverschiedenheiten entstanden. Der italienische Widerstand südlich von Asiago ver-

steifte sich. Dazu kam, daß in den Tagen, da die beiden Armeen des Erzherzogs Eugen darangingen, den letzten Gebirgswall, der sie noch von der italienischen Ebene trennte, zu durchstoßen, an der russischen Front die von den Italienern erbetene Entlastungsoffensive losbrach. Schon am 8. Juni wurde die eben in Tirol eingetroffene 61. Infanteriedivision nach dem Nordosten abgefannt. Die Angriffskraft der 11. Armee nahm ab; der Vorstoß über das Canagliatal mißglückte, so daß Teschen herbe Kritik übte. OÖ. Dank hat um seine Enthebung. Er wurde durch OÖ. Rohr ersetzt. Trotz des Abtransportes der 61. Infanteriedivision war Erzherzog Eugen entschlossen, den Durchbruch bei Asiago neuerlich zu versuchen. Da traf am 16. Juni abends der Befehl der Heeresleitung ein, der die Abgabe weiterer zwei Divisionen und den Übergang in die Verteidigung anordnete. Mit verhaltenem Ingrimm folgte die Truppe der Weisung ihrer Führung, die sie eine Reihe schwer errungener Punkte räumen und hinter die Posina und untere Asfa zurückgehen hieß. „Söhne aller Völker des großen Reiches hatten an den stolzen Erfolgen Anteil“ und wetteiferten unter den Augen ihres künftigen Herrschers im Streiten und Dulden. „Mehr als 47.000 Gefangene, darunter fast 1000 Offiziere, 318 Geschütze und 191 Maschinengewehre und eine reiche Beute an Kriegsmaterial“ gaben Zeugnis von ihren Siegen.

Dr. A. M. M.

TAGESPOST (Graz)

Nr.:

TAG: 7. 10. 1933

### Die Brussilow-Offensive 1916.

Osterreich-Ungarns letzter Krieg 1914—1918. Herausgegeben vom Osterr. Bundesministerium für Heereswesen und vom Kriegsarchiv. Wien 1933. Verlag der militärwissenschaftl. Mitteilungen. IV. Band. Zweite Doppellieferung. 232 Seiten, 13 Beilagen.

Da die russischen Angriffe im März von schwerem Mißerfolg begleitet waren, plante Alexejew eine neuerliche Offensive, die im Sinn der Vereinbarungen von Chantilly jener der Franzosen und Engländer an der Somme vorangehen und dem vorausichtlichen Ansturm der Deutschen zuvorkommen sollte. Er berief seine drei Frontkommandanten Kuropatkin, Ewert und Brussilow mit anderen Generälen zu einer Besprechung in das Hauptquartier des Zaren und entwickelte ihnen seinen Angriffsplan, dem zufolge der Hauptschlag gegen Wilna (Heeresgruppe Hindenburg) geführt werden sollte, während der Vorstoß der Südwestfront erst später über Lutz gegen Kowel stattfinden hätte. Während die übrigen Heerführer nur zögernd diesem Plan zustimmten, erklärte Brussilow sich sogleich zum Angriff bereit und erbat sich die Genehmigung, gleichzeitig mit den übrigen Heeresgruppen den Vorstoß durchführen zu dürfen. Das mannhafte Verhalten des Führers der Südfront brachte es mit sich, daß der Angriffsplan am 23. April vom Zaren genehmigt und die gleichzeitige Offensive der gesamten Front beschlossen wurde.

Um diese Zeit standen die Heeresgruppen der Verbündeten — von Riga bis an die rumänische Grenze — in folgender Ordnung: Ganz im Norden Hindenburg, daran südlich anschließend Prinz Leopold, Einsingen, Böhm-Ermolli, die Südmarmee Bothmers und die Armee Pflanzner-Balkin. Diesen gegenüber befanden sich die russische Nordfront, befehligt von Kuropatkin, die Westfront Ewerts und die Südfront Brussilows mit einer Überlegenheit von annähernd 700.000 bis 800.000 Bajonetten.

Bevor noch zwischen den Westmächten und Rußland der Zeitpunkt der Generaloffensive vereinbart werden konnte, drängten Hilferufe aus Rom die Stawla zu raschem Entschluß und als Erzherzog Eugen am 15. Mai gegen die Hochfläche von Lavarone-Folgeria losbrach, erbat der italienische Bevollmächtigte Gm. conte Ruggeri schnelle Hilfe gegen Osterreich, welche Bitte er am 23. unmittelbar an die Stawla erneut richtete. Da Brussilow sich sofort angriffsbereit erklärte, wurde der Beginn der Offensive der Südwestfront für den 4. Juni bestimmt, während der Hauptschlag im Norden erst eine Woche später folgen sollte. Dadurch ging das Schwergewicht der Aktion auf das Heer Brussilows über, dessen 8. Armee am festgesetzten Tag gegen die vom Erzherzog Joseph Ferdinand befehligte 4. österr.-ung. Armee der Heeresgruppe Einsingen anstürmte. Den Nordflügel dieser Armee bildete das II. Korps Fmlt. Kaiser, die Mitte das X. Korps G. d. J. Martiny, den rechten Flügel das Korps Szurmay.

Wohl vermochten die l. u. l. Truppen am 4. Juni trotz des höllischen Feuers alle Russenangriffe abzuwehren, am folgenden Tag aber ging die erste und zweite Stellung bei Dlyta verloren. Dort hatte man die ostgalizischen Regimenter, die in erster Linie standen, durch die 19. Inf.-Brigade abgelöst, welche bewährte Truppe vom russischen Trommelfeuer zermalmt, für den Gegenstoß verloren ging. „Nun stand wohl hinter der 2. J.D. die stürmerprobte 13. Division. Doch die Führung hatte es nicht verstanden, diese prächtigen Regimenter zu einem planmäßig... vorbereiteten... Gegenangriff vorzuführen.“ So waren am Abend des 5. Juni die 13. Sch.D. und die Reste der 2. J.D. schon in die dritte Stellung zurückgedrängt worden. Auch „verzichtete die öst.-ung. Führung nicht nur auf den Zangenangriff gegen den eingebrochenen Feind“, das 4. Armeekommando stimmte vielmehr auch der von Fmlt. Szurmay beantragten Zurücknahme der 70. S.J.D. in die dritte Stellung zu, wodurch „die Bresche ohne zwingende Nötigung um 9 Kilometer erweitert“ wurde. Nach neuerlichen russischen Vorstößen gingen die 70. S.J.D. und die Reste der 11. J.D. noch weiter zurück und nun glaubte das X. Korpskommando auch seine Truppen nicht länger stehen lassen zu können und befahl deren Rückzug, wodurch auch die südliche Flanke des II. Korps aufgerissen wurde. Szurmay schwenkte die 7. J.D. hinter den Iwa-Styrstranken zurück und „damit war die ganze Front zwischen Siemki und Mlynow aus den Angeln gehoben“. Die öst.-

ung. Front war auf 85 Kilometer Breite aufgerissen und in 48 Kilometer Tiefe durchstoßen.

Am 7. griff der Feind wieder mit voller Wucht an, durchbrach die Front Wygodanka-Bertepa und drang in die Bereitstellung der Division Smelal ein. Dem unaufhörlichen, heftigen Druck der Russen weichend, die zu Beginn der Offensive auch in die Stellungen des XVIII. Korps der 1. Armee bei Sapanow eingedrungen waren, ging die ganze 4. Armee zum Styr zurück. Der Brückenkopf bei Luel wurde in Verteidigungszustand gesetzt; doch schon am Nachmittag des 7. Juni stürzten sich die Russen auf dessen südlichen Teil. Gerade in diesen Stunden trat eine Reihe von Veränderungen auf den hohen Führerposten ein. Erzherzog Joseph Ferdinand wurde des Kommandos der 4. Armee enthoben und durch G.D. v. Tersztyansky ersetzt, an Stelle des G. d. J. Martiny übernahm Fmlt. v. Csarady die Führung des X. Korps und der Generalstabschef dieses Korps Gm. v. Kraloweg erhielt in Oberstleutnant Rasty seinen Nachfolger.

„Die persönlichen Beziehungen zwischen G.D. Einsingen und Erzherzog Joseph Ferdinand waren nicht von jenem vertrauensvollen gegenseitigen Verständnis getragen, das für eine erfolgreiche Führung nötig gewesen wäre“. „Die Erhaltung der Beziehungen hatte ihre Ursache vornehmlich darin, daß Erzherzog Joseph Ferdinand gelegentlich seiner am 26. Februar 1916 erfolgten Ernennung zum Generalobersten gehofft hatte, Kommandant der Heeresgruppe zu werden. Von deutscher Seite

wurde dies durchkreuzt, indem G. d. J. Einsingen mit einem früheren Datum der Rang eines Generalobersten verliehen wurde.“ „Aber auch zwischen den beiden Generalstabschefs, den Generalen Stoßmann und Berndt, war es nie zu einer vertraulichen Aussprache gekommen.“ Obwohl die Regimenter bei Krupy sich noch tapfer wehrten, erlagen sie doch am Abend des 7. dem übermächtigen Ansturm der Russen plötzlich. Fluchtartiger Rückzug, vorzeitige Brückensprengungen, allenthalben plündernde Nervosität und große Verluste waren die Folgen; „völlig erschöpft ließen sich die zerstreuten Truppen des X. Korps und des Korps Szurmay auf dem westlichen Styrufer zur Nachtruhe nieder und wurden gar nicht gewahrt, daß noch während der Nacht auch einige russische Bataillone den Fluß überschritten“.

Was sich am 8. und 9. westlich von Luel begab, das Vorbereiten der Russen über den Styr, der weitere Rückzug der 4. Armee hinter die Sierna und Leniewka, die Zurücknahme des rechten Flügels der Korps Bernhardi, waren eine natürliche Folge der vorangegangenen Ereignisse. Doch brachte dieser letzte Tag der Gruppe Pfeffer und Seilen der 4. J.D. des Korps Fath einen siegreichen Abschluß, indem sie die 80. russische J.D. wieder über den Fluß zurückschlugen und ihr hierbei über 1800 unverwundete Gefangene abnahmen. „Dieser, wenn auch bescheidene Erfolg war ein Lichtblick in der seit dem 4. Juni ununterbrochenen Kette von Niederlagen und Rückzügen und schien geeignet, den

Kampfsgeist und das Selbstvertrauen der Truppe wieder zu heben.“

Die russische 8. Armee des G. d. R. Kaledin hatte in der blutigen Durchbruchschlacht in Wolhynien einen großen Erfolg errungen: Die Verluste bei der 4. öst.-ung. Armee betragen über 82.000 Mann. Die Russen hatten, nach ihren Angaben, rund 45.000 Gefangene eingebracht, 66 Geschütze, 220 Maschinengewehre und Minenwerfer erbeutet. Ihre eigenen Verluste waren aber auch nicht gering; sie hatten an Toten und Verwundeten allein 33.000 Mann verloren.

„Gm. Berndt, der Generalstabschef des 4. Armeekommandos, schrieb in einem im August 1916 dem L. a. l. U. d. R. eingesandten Bericht: Der katastrophale Ausgang der Schlacht von Dlyta-Luel kann durchaus nicht als ein unabwendbar hereingebrochenes Schicksal hingestellt werden. Es ist zweifellos denkbar, daß andere Führer mit anderen Truppen unter sonst gleichen Voraussetzungen den russischen Ansturm abgewehrt oder doch den Durchbruch soweit eingedämmt hätten, daß er nicht so unheilvolle Wirkung auf die ganze Ostfront üben konnte.“ Und an anderer Stelle des Berichtes steht im Zusammenhang mit der Schilderung der Ereignisse bis einschließlich 7. Juni: „Daß die Russen in den nächsten Tagen ihren großen Erfolg nicht besser ausnützten, ist nicht unser Verdienst.“ Man wird diesem soldatisch-freimütigen Bekenntnis die Zustimmung kaum versagen können.“ Dr. H. W. W.

DER STÜRMER (Wien)

Nr.: 11 TAG: 28.10.1933, 7f.



**Aleinigkeiten aus großer Zeit.**  
Bunte Bilder aus vergilbten Heftblättern.

Es wäre eine dankbare Aufgabe für Freunde vergleichender Konjunkturforschung, die Gesinnungsschwankungen mancher, meist marxistisch orientierter Persönlichkeiten unserer Tage im Hinblick auf ihre finanziellen Auswirkungen zu untersuchen. Ein Blick in das „Zentralorgan der österreichischen Sozialdemokratie“ aus den großen Tagen des Weltkriegs zeigt uns außer verblüffenden Analogien zu vielen für die Jetztzeit typischen Ereignissen, auch eine herzerfrischende Kriegsbegeisterung heute namhafter Apostel des Weltfriedens. Manche liebe Schatten steigen aus den Tiefen einer leider unauslöschlichen Vergangenheit und erquickten unser geistiges Auge durch ungewollt humorvolle Masken, bezw. überraschende Demaskierungen.

Der regsame Präsident der 2. Internationale und pazifistische Fastnachtsrodner österreichischer Parteitage Wandler erscheint als regenschirmfasselnder Kriegsbeher, der vielseitig begabte Alfred Kerr zeigt schüchterne Versuche einer jüdisch-sentimentalen Kriegeslyrik und Klebinder bemüht sich persönlich um seine ungerufen zugereisten Landsleute. Klassische Vorbilder von Greuelmärchen entfalten der Versenkung und katholisch-patriotische Oesterreicher weffern herzerfrischend gegen die galizische Invasion. Die „Neue Freie Presse“ zeigt sich in treffender, wenn auch schäbiger Beleuchtung artverwandter Kritik, während Frankreich die ersten Segnungen der „deutschen“ Emigration kennenlernt.

Eines dieser dichtverschleierte „Bilder vom Kriege“ enthüllt die „Arbeiter-Zeitung“ vom 1. Dezember 1914:

#### Aus Wanderveldes Feldpredigten.

Aus Amsterdam wird uns geschrieben: Wandervelde setzt seine Tätigkeit als Redner an das belgische Heer fort. Der „Matin“ vom 20. November enthält eine aus Veurne vom 17. November datierte Schilderung eines solchen Militärmeetings. Die Szene spielte im Dorfe Alveringhem bei Dismuiden. Der Berichterstatter erzählte: Der Kanonendonner dröhnte regelmäßig durch das Land. Ein anderer Ton schlug an unser Ohr. Jemand sprach mit lauter Stimme. Wir gingen vorwärts. Im Schutze einer Hecke bildeten mehrere Truppenabteilungen einen Kreis. In ihrer Mitte erhob sich ab und zu ein Arm mit einem geschlossenen Regenschirm. Sind wir vor Alveringhem, bei dem unaufhörlich rauchenden Dismuiden, das die Deutschen zu einem Viertel, die Unseren zu einem anderen befehlt halten?

„David hat Goliath besiegt!“ sagt die Stimme . . . „Ihr habt harte Proben überstanden. Ihr hattet Hunger, ihr froret — ihr friert noch. Ihr kanntet die Bitternis des Rückzuges. Ihr wart allein in Lüttich, Tierlemont, Antwerpen — allein gegen einen durch Zahl und Organisation furchtbaren Gegner . . . Vor zwanzig Tagen machten die Deutschen einen verzweifeltsten Versuch, euch einzudrücken. Ich war unter euch. Ich ermutigte euch, bat euch, auszuhalten, beschwor euch, koste es was immer, den Rest eures Landes, der euer blieb, zu verteidigen. Ihr habt es getan. Ihr habt den „Bock“ aufgehalten . . . !

„Ja!“ sagten die leuchtenden Augen der jungen Belgier. „Ich beglückwünsche euch!“

Ein englischer gepanzerter Zug bringt auf einer nahen Bahnlinie seine Schiffsgeschütze in Stellung.

„Ich beglückwünsche euch.“

Die menschliche Stimme wird übertönt.

„Ich bin gekommen, euch zu beglückwünschen. Der König hat mir gesagt . . .“

Ein Offizier, der seinen Feldstecher nicht losgelassen hat, schreit: „Bücken Sie sich, Herr Minister!“

Der Deutsche antwortet dem Engländer. Das Schrapnell wirft seine Garbe hundert Meter abseits.

„Der König hat mir gesagt: Gehen Sie zu den Truppen. Geben Sie ihnen das Bewußtsein ihres Heldennutes. Zeigen Sie ihnen, wo wir halten. Beleben Sie ihre Hoffnungen. — Nun, meine Freunde, wenn eure Hoffnung der meinen gleicht, muß sie glänzend sein. Im Anfang war't ihr allein.“

„Bücken Sie sich, Herr Minister!“ ruft der Offizier wieder.

„Blicket jetzt um euch! Die Franzosen, die Engländer sind an eurer Seite. Aus Indien, Südafrika, Kanada, aus allen Ländern kommen die freien Männer, euch Herz und Brust anzubieten. Die Kosaken — die Kosaken sind in Preußen und haben eure Feinde schon das Elend der Invasion kennen gelehrt.“

Bravo! Bravo!

„Meine Freunde! Man bedarf noch eures Mutes. Ihr friert, ihr habt den Regen — mit dem Deutschen zusammen macht das drei Feinde. Seid dreimal tapferer. Nichts darf euch aufhalten — und hättet ihr selbst keine Schuhe und kein Brot, würde ich euch wie Bonaparte seinen Soldaten in Italien sagen: Holt sie euch da unten! Denn da unten sind — gefnebelt — eure Mütter und Frauen. Sie erwarten, daß ihr sie befreien kommt. Wenn sie euch küssen werden, wird es auf eure ruhmgekrönte Stirn sein. Nach unseren Städten, meine Freunde, nach unseren Städten!

Und die Fahne voran! Hoch Belgien!“

Hoch Belgien!

Herr Emile Vandervelde, Bürger und Staatsminister, hatte gesprochen . . .

„Gut gebrüllt, Löwe!“ möchte man sagen, wenn sich der wandlungsfähige Emil nicht selber in einen kleidsamen Schafspelz gehüllt hätte, um in dieser geschickten Tarnung auf außerordentlichen Parteitag des Austromarxismus von der Weltverbrüderung zu blöcken. Man kann nämlich, Gott sei Dank, auch anders; und die Brand- und Feuerreden von einst sind einem wie Honigsüßem von schwulstigen Lippen träufelnden Friedensgeplätscher gemichen.

Im September 1914 hat das Internationale sozialistische Büro einen Aufruf „An das deutsche Volk“ erlassen, der von gemeinen Anwürfen gegen den „brutalen deutschen Imperialismus“ nur so strofte, den auch Herr Vandervelde zu unterzeichnen für gut fand.

Damals schrieb die „Arbeiter-Zeitung“ (11. September 1914):

„Wir bestreiten weder den belgischen, noch den französischen Sozialisten das Recht, Manifeste, an wen sie wollen, zu richten, wenn sie es für nützlich halten, auch an das „Deutsche Volk“, zu dem auch wir deutschen Sozialdemokraten in Oesterreich zählen. Wir verlangen von ihnen auch nicht Objektivität und Unparteilichkeit, die für sie wie für uns alle aufhört, möglich oder auch nur eine erstrebenswerte Tugend zu sein, in dem Augenblick, wo es dem eigenen Volke, gleichgültig aus welchen Gründen, ans Leben geht.“

In Ehrfurcht gedenken wir dieses Heldenzeitalters roter Redaktionsjuden, da sie mit erschütternder Selbstverleugnung im Patriotismus schwelgten und in ihrem unbändigen Militarismus wie eine tibetanische Gebetsmühle die Formel aufsaßen: „Mit Gott für Kaiser und Vaterland!“

In der Nummer vom 1. Dezember 1914 beehrt sich Alfred Kerr, der ausgewiesene, pazifistische Moskaskritiker, mit einem würfeligen Kriegsgedicht aufzuwarten:

Er schleppte sich . . .

Er schleppte sich an ein Gehölz.

Nacht war's und ferne Stimmen schrien.

Zwölf Stunden streuten die Schrapnells.

Erst nach zwei Tagen fand man ihn.

\*

Er ißt und trinkt im Lazarett,

Gesund ist das durchschossene Bein,

Nur sieht er nachts auf seinem Bett

Und glaubt, in einer Schlacht zu sein.

Die Wärter kommen leis' daher . . .

Dann schläft er bis zum Tageslicht,

Erwacht in Frieden still und schwer —

Und weiß es nicht . . . Und weiß es nicht . . .

Im frischgerollten Linnenhemd

Liegt er, das Aug' ins Licht gewandt.

Der Blick ist froh, nur etwas fremd.

Die Mutter hält des Jungen Hand.

Oft schläft er ein. Er schläft sich satt.

Sie hört ein Lallen schlummerfern . . .

Und was er je gelitten hat,

Erscheint in ihrem Augenstern.

Alfred Kerr.

Nr.:

TAG:

Kerr kann alles! Der Herr auf Bestellung! Heute schmachtet er im sicheren Paris und besingt launisch die Marleneschen Posteriora! Tempora mutantur . . .

„Arbeiter-Zeitung“ am 16. September 1914:

Zentralstelle für Flüchtlinge. Die Bezirksvertretung Leopoldstadt wurde als Zentralstelle für die in Wien einlangenden Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina ohne Unterschied der Nation und Konfession bestellt. Das Amtsfokal befindet sich im Hause Kleine Spertgasse Nr. 2; Amtsstunden sind von 8 bis 12 Uhr und von 2 bis 5 Uhr. Die Oberleitung hat der Bezirksvorsteherstellvertreter Redakteur Ernst Klebinder inne.

Wie schön wäre es doch, wenn es heute in Galizien eine Zentralstelle für Wiener Flüchtlinge gäbe! Für die Oberleitung der Flucht wäre Klebinder gleichfalls die berufene Persönlichkeit!

#### Ein Vorläufer Feuchtwängers.

In Belgien trieb damals ein großer sozialistischer Dichter sein Unwesen, ein Emil Verhaeren, der so verheerende Greuelmärchen in die Welt setzte, daß ihn sogar heute noch die Redakteure des Pariser „Populaire“ und „Manchester Guardian“ als unerreichbares Vorbild be-

trachten. Unter dem wehmütigen Titel „Auch du, Verhaeren“ vermittelt uns die „Arbeiter-Zeitung“ vom 10. November 1914 eines seiner best gelungenen Preislieder:

#### Das blutende Belgien!

In abgelegenen Weibern und einsamen Flecken,  
Wo die Uhlanen in zügellosem Galopp durchzogen,  
Hat man im Busen von Müttern lange Messer  
gefunden,

Beneht mit Milch und Blut.  
Reihen von Greisen, die zur Seite der Chaussee,  
Am Rande der Gräben, die sie selbst gegraben hatten,  
Knieten, um den Tod zu empfangen;  
Mädchen von sechzehn Jahren, deren Körper und  
Seele

Jungfräulich und rein waren, erduldeten die Bisse  
Und die gewalttätigen trunkenen Küsse der  
Soldaten.

Und als ihr armes Fleisch nichts als Wunden war,  
Schnitt man ihnen mit Seitengewehren die  
Brüste ab.

Überall flohen die Leute mit erschrockenen Augen  
Aus dem Schoß der Dörfer nach den benachbarten Städten.  
Und wenn sie am Rande des Weges einen Teutonen fanden,  
Den eine geschickte Kugel getroffen hatte,  
Entdeckten sie oft in der Tiefe seiner Taschen

Neben goldenen Halsbändern und gestoh-  
lenem Seidenzeug  
Zwei kleine, gräßlich abgeschnittene Kinder-  
füße.

Wessen war Zeuge Flandern, o welch traurige Sonne,  
Von Weibern in Flammen und Städten in Asche,  
Von langem Entsetzen und jähem Verbrechen,  
Nach denen der germanische Sadismus hungerte  
und dürstete.

Dieses Poem Verhaerens, den die „Arbeiter-Zeitung“ zu den „edelsten Geistern unserer Zeit“ rechnet, kommentiert sie mit folgenden trefflichen, auch für die Gegenwart geltenden Worten:

„Man weiß nicht, welche Vorstellung grauenhafter und schmerzlicher ist: die, daß Verhaeren die Dinge, die er da singt, wirklich glaubt, oder daß er sie sagt, ohne von ihrer Wahrheit überzeugt zu sein.“

#### Solidarität der Schmöcke.

Das galizische Amtsblatt hatte eine Erklärung gegen Maximilian Harden abgegeben. Wir wissen nicht, aus welchen Gründen, wir wissen nur, daß Maximilian Harden, rechte Jid or Wikowsky, eine der widerlichsten, ostjüdischen Kreaturen war, die das kämpfende Deutschland ausplünderten.

Die „Arbeiter-Zeitung“ vom 17. März 1915 berichtet folgendes:

Wie alle anderen Wiener Blätter hat auch die „Neue Freie Presse“ ihren Lesern am Sonntag die Erklärung des galizischen Amtsblattes gegen Herrn Maximilian Harden zur Kenntnis gebracht. Aber wie! In dem Aufsatze des galizischen Amtsblattes heißt es: „In dem am 20. Februar ausgegebenen Heft der „Zukunft“ erschien eine gewundene und hinterhältige Entgegnung des Redakteurs Harden auf dieses offene Schreiben“ — in der „Neuen Freien Presse“ aber fehlen die Worte „gewundene und hinterhältige“, es fehlt des weiteren der Name Harden, dafür ist aber aus dem Redakteur ein Herr Redakteur geworden. Es liegt also — da die „Neue Freie Presse“ so tut, als ob sie die Erklärung des Amtsblattes wörtlich wiedergäbe — eine Fälschung einer amtlichen Kundgebung vor. Was hat die „Neue Freie Presse“ zu einer solchen Handlung bewogen? Die Solidarität der Schmöcke.

Und was hat eben diese „Neue Freie Presse“, die langweiligste Wettef unter den zahnlösen Pressemegären, bewogen, anlässlich des Verschleißverbotes jener „Arbeiter-Zeitung“, die sich damals so unfreundlich verhielt, eine Krokodilsträne zu zerdrücken? Die Solidarität der Schmöcke!

#### Emigration vor 15 Jahren.

Am 3. September 1914 erzählt die „Arbeiter-Zeitung“ von dem jüdischen Straßburger Maler Jean Jaques Walsh, Hansi genannt, der im Elsaß, als es von den Franzosen vorübergehend besetzt war, die traurige Rolle eines Angebers und Verräters spielte“. Natürlich fand er bei den deutschen Staatsbürgern jüdischen Glaubens Verständnis und Unterstützung. Die „Arbeiter-Zeitung“ schreibt wörtlich:

Von seinen beiden Gesinnungsgenossen Wetterlé und Blumenthal schreibt der erste als „ehemaliger Reichstagsabgeordneter“ im „Echo de Paris“, der zweite im „Matin“ giftige Artikel gegen Deutschland und Elsaß, natürlich gegen gute Bezahlung, wie aus den Offerten der Zeitung, die in Hansis Rücken gefunden wurden, hervorgeht. Blumenthal hat vor seinem „Abschied“ sogar noch die Stadtkasse geküßelt, indem er sich am 31. Juli noch den Gehalt (als Bürgermeister von Kolmar) für August in der Höhe von 1000 Mark auszahlen ließ, obwohl er damals bereits wußte, daß Herr Dieffenbach als Bürgermeister bestätigt war. Die „Straßburger Post“ bemerkt hiezu:

„Wir gönnen den Franzosen vom Herzen solche Leute und freuen uns, daß wir diese politischen Brunnengergister endgültig los sind.“

Das war zweifellos eine sehr richtige Bemerkung der „Straßburger Post“, die uns Zeitgenossen eines Alfred Kerr um so leichter anspricht, als wir für die emigrierten „deutschen Kulturträger“ der Gegenwart keine bessere prägen könnten!

#### Herr Butschek und die Ostjuden.

Ein Wiener Stimmungsbild aus der Zeit der galizischen Invasion bringt die Folge vom 6. November 1914:

Die galizischen Flüchtlinge in Wien.

Der Zimmermaler Karl Butschek hielt am 5. Oktober auf der Elektrischen (von Floridsdorf nach Wien) eine Standrede, die sich hauptsächlich gegen die Räumung der Festungen Krakau und Brzennsl richtete, wodurch, wie er

schrie, „eine Million Juden nach Wien einwandern“, so daß die Christen schließlich auswandern müssen. Der Schneidermeister Siegfried Deutsch zeigte den Schimpfenden auf dem Wallensteinplatz einem Wachmann an und Mittwoch war Buttschek vor dem Landesgerichtsrat Bied (Leopoldstadt) wegen Verbreitung unwahrer beunruhigender Gerüchte angeklagt.

Herr Buttschek erklärte sehr erregt, er sei ein guter Patriot und habe als Katholik und Oesterreicher

nur seiner Entrüstung Ausdruck gegeben, daß die Leute aus Galizien, anstatt sich in Kriegerkorps einzutreten oder in die polnische Legion einzutreten, zu Hunderttausenden hierher fliehen, die Juden voran. Ich bin ein Patriot, sagte der Angeklagte, ich bin selbst im Bürgerkorps, bin dreizehn Jahre Wiener Bürger und seit dreiundzwanzig Jahren Steuerzahler und habe auch mein Scherlein zur Kriegsfürsorge beigetragen. Ich habe nur das gesagt, was ich in allen Versammlungen offen sage. Ich habe darauf verwiesen, wie die Tiroler in den Freiheitskriegen Mann für Mann ihr Vaterland verteidigt haben. Uebrigens habe ich damals in der Elektrischen mit der Frau eines Eingerückten gesprochen und der Herr Deutsch hat sich in meine Unterhaltung eingemischt und gesagt: „Wenn keine Juden da wären, könnten wir verhungern.“

Richter: Haben Sie gesagt, daß Krakau geräumt wird? Angekl.: Nein.

Der Zeuge Deutsch gab an, daß der Angeklagte während der Fahrt schrie, er begreife die Wiener Gemeindevertretung nicht, die die Juden hereinlasse. Er würde die Juden, wenn er was zu reden hätte, an den Kandelabern aufhängen lassen. Jetzt werde Przemyśl und Krakau geräumt und da werden wieder eine Million Juden nach Wien kommen. Man werde sechzigtausend Kilogramm

Bacherlin bestellen müssen, damit man nicht verlaufe. Er habe diese Reden lange Zeit ruhig angehört, bis ihm endlich die Geduld gerissen sei und er den Herrn aufgefordert habe, dies zu widerrufen, worauf der Angeklagte es ausdrücklich wiederholte.

Richter (zum Angeklagten): Ich muß schon sagen, daß es unerhört ist, wenn in der jetzigen Zeit die Gegensätze von Konfession und Nationalität derart betont werden.

Angekl.: Ich habe nur als Katholik und Patriot meine Ansicht geäußert. Ich bin ein Christlichsozialer, aber kein Antisemit, denn ich beschäftige auch jüdische Arbeiter. Aber ich war entrüstet über die Haltung der Leute aus Galizien, die ihr Vaterland fluchtartig verlassen.

Leider verweigerte der Richter zur weiteren Zeugeneinvernahme die Verhandlung, so daß wir nicht berichten können, ob der urwüchsige Herr Buttschek den gerechten Freispruch gefunden hat.

Mit diesen kleinen Erinnerungen an eine verfloßene Sturm- und Drangzeit hoffen wir, nicht nur interessante Parallelen zu gegenwärtigen Verhältnissen, sondern auch heitere Beispiele für die großzügige Gesinnungselastizität so mancher Prominenten aufgezeigt zu haben. Vieles wäre noch anzuführen, jeder wird etwas wissen: Erinnert euch!

## Juden im Kriegsdienst.

Nichts ist eine größere Unwahrheit, als die Behauptung, daß die Juden begehrteste Vaterlandsverteidiger sind. Es mag Ausnahmen geben, die Geschichte berichtet auch von tapferen Juden, die für das Land, dem sie angehörten, den Heldentod erlitten; in seiner Gesamtheit aber hat das Judentum zum Unterschiede zu allen seinen Vorkriegskern alles nur keinen Soldatengeist, kein Verständnis für aufopferungsfähiges Heldentum. Schon im Altertum, in Babylonien und im römischen Reich wehrten sie sich gegen den Kriegsdienst, und da sie hierzu tatsächlich für untauglich befunden wurden, verzichteten die damaligen Staaten notgedrungen auf ihre Kriegsdienstleistung. Im römischen Reich waren sie gesetzlich vom Kriegsdienst befreit. Diese Befreiung erwirkten sie mit der bequemen Begründung, daß sie am Sabbat nicht wandern und die koscheren Nahrungsmittel nach ihrem Ritus auf dem Marsche nicht finden könnten. Dies berichtet kein Geringerer als der jüdische Geschichtsschreiber Josephus Flavius, der bald nach Christus lebte. Solche Soldaten konnte man allerdings nicht brauchen. Und in voller Verdrehung dieser Tatsache schreibt der Rabbiner Dr. Wiener: „An den Römern müssen wir die seltene Toleranz bewundern, womit sie unseren Vorfahren die Konzession der Befreiung vom Kriegsdienste machten.“

In einer ihrer rabbinischen Schriften findet sich das charakteristische Gebot: „Wenn du in den Krieg ziehst, so ziehe nicht voran, sondern ziehe zuletzt aus, auf daß du zuerst heimkehrst.“ Kommentar überflüssig!

Wie war es nun im Weltkrieg, wo unsere Heeresleistungen nicht mehr auf dem Standpunkte der „selteneren“ standen?

Während uns über Oesterreich-Ungarn statistische Daten und Aufzeichnungen nur in einzelnen Belangen zur Verfügung stehen, besitzen wir in dem Buche „Die Juden im Heer“ von Otto Armin eine erschöpfende Darstellung der wirklichen Verhältnisse im deutschen Heer.

Bald nach Beginn des Krieges bildeten jüdische Organisationen einen „Ausschuß für Kriegsstatistik“, um damit den zu gewärtigenden Vorwurf der Drückebergerei der Juden im Bedarfsfalle widerlegen zu können. Als nun infolge des Treibens der Kriegsgesellschaften immer mehr Juden dem Kriegsdienste entnommen wurden, mehnten sich in Deutschland die Stimmen, die auf eine Klarstellung dieser Verhältnisse drangen. Und so beauftragte schließlich das Kriegsministerium im Oktober 1916 die Armeekommandos, eine Statistik anzulegen, durch die die Teilnahme der Juden am Frontdienst, in der Etappe und bei den Besatzungstruppen erhoben werden sollte.

Nun lief ganz Juda Sturm, erklärte dies für eine Beleidigung der patriotischen Juden und drohte in zahlreichen Schreiben an den Kriegsminister, daß die Juden die Kriegsanleihe nicht mehr zeichnen werden, wenn es zu einer solchen Statistik käme. Dem Drucke, den insbesondere die jüdischen freimaurerischen Logenbrüder Geheimrat Cassel, Bankier Max Warburg und Reichstagsabgeordneter Gotthein ausübten, gab das Kriegsministerium nach. Die Judenstatistik wurde zwar hergestellt, aber nie veröffentlicht. Erst nach dem Kriege hat Armin einiges aus dem Material erhoben und veröffentlicht.

Während also die Juden selbst eine Statistik führten und die entsprechend hergerichteten Daten in ihrer Presse ausströten, verhinderten sie gleichzeitig die Herstellung einer offiziellen Statistik. So groß war damals bereits die Macht des Judentums.

Aus der Judenstatistik des Kriegsministeriums ergeben sich nun folgende Tatsachen:

Anfangs 1917 befanden sich:	
beim Feldheer . . . . .	27.515 Juden
bei der Etappe . . . . .	4.752 „
beim Besatzungsheer . . . . .	30.005 „

62.272 Juden

Während schon von allen eingerückten Juden 43 Prozent beim Feldheer standen, betrug dieser Anteil bei der Gesamtheit des Heeres 51 Prozent. Es waren daher von den jüdischen Soldaten schon rein zahlenmäßig\*) um 8 Prozent weniger an der Front, als von den anderen Soldaten.

In der Etappe befanden sich 7 Prozent der Juden, etwa ebensoviel wie vom Gesamtheer.

Im Besatzungsheer und bei heimatischen Dienfstellen betrug der Anteil der Juden 50 Prozent, während der Anteil der Gesamtheit des Heeres nur 42 Prozent ausmachte. Es waren daher von den jüdischen Soldaten um 8 Prozent mehr in der Heimat und bei Besatzungstruppen als von den anderen Soldaten. Die Sachlage gestaltet sich aber für die Juden noch viel vorteilhafter, als diese nackten Zahlen besagen, weil von den im Hinterland stehenden Juden ein Drittel Frontdiensttauglich war, während von den übrigen Soldaten zum größeren Teile nur die untauglichen im Hinterlande verwendet wurden.

Daß es soweit kam, ist darin zu begründen, daß sich sogar die strenge deutsche Heeresverwaltung dem ungeheuren Druck nicht entziehen konnte, den das organisierte Judentum ausübte, um möglichst in kugelsichere Stellungen zu kommen.

Ein sprechendes Bild liefern dann auch die Verlustziffern. Der Heeresbestand betrug damals 8.265.000 Mann, davon waren gefallen 906.625 Mann, also 11 Prozent.

Beim Heer befanden sich 62.272 Juden, davon waren gefallen 4311 Mann, also 5,4 Prozent.

Die jüdische Verlustziffer beträgt demnach nicht einmal die Hälfte der Gesamtverlustziffer.

Mit fortschreitendem Kriege verschoben sich diese Zahlen immer mehr zu Gunsten der Juden, so daß bei Kriegsende die Verluste an gefallenem deutschen Soldaten etwa 18 Prozent betragen, während von den jüdischen Soldaten nur 7,5 Prozent gefallen waren.

Auch nach der Bevölkerungsziffer ergibt sich Auf die 615.000 damals in Deutschland lebenden Juden entfielen 6000 gefallene Juden, also nicht 1 Prozent.

Auf die 65 Millionen Deutsche entfielen 1.850.000 Gefallene, das sind fast 3 Prozent der deutschen Bevölkerung. Erschreckend ist das Verhältnis der gefallenen Offiziere.

Vom Gesamtoffiziersstand fielen 39 Prozent, von jüdischen Offizieren bloß 9 Prozent.

Auch im österreichischen Heere konnte ein ähnliches Mißverhältnis festgestellt werden. Es fielen im Heere an Reserveoffizieren 27% nichtjüdische, 8% jüdische  
an Studenten 47% " 7% "  
an Mannschaften 17% " 1% "

Woraus zu ersehen ist, daß den österreichischen Juden die Drückebergerei noch besser gelang, als den deutschen. Abgesehen von aller Statistik weiß jeder Soldat, jeder Offizier, daß es im Hinterlande, in den Spitälern, beim roten Kreuz, in den Kriegszentralen von „unentbehrlichen“ Juden nur so wimmelte.

Den jüdischen Gefallenen sei ein ehrendes Andenken bewahrt.

Ebenso unauslöschlich bleiben uns aber jene anderen „Verdienste“ in Erinnerung, die unsere patriotische Judenschaft sich in den fetten Pfründen des Hinterlandes erworben hat. Heute, nachdem das alles fünfzehn Jahre zurückliegt, sind wir hellsehiger geworden und erkennen rechtzeitig Zusammenhänge, die uns vor fünfzehn Jahren noch verborgen waren.

\*) Die statistischen Zahlen lassen nicht erkennen, wieviel Hundertstel der gesamten jüdischen Bevölkerung Deutschlands bedeuten. Die Beihntausende von enthobenen Drückebergern haben ja erst den Anlaß zur Aufstellung der Statistik.

## Vor fünfzehn Jahren.

Ende Oktober 1918! Letzte Wochen des dreieinhalb-jährigen Ringens an den Fronten. Zäher Widerstand da und dort, aber auch schon Abbröckeln der Kraft an vielen Stellen der Europa umspannenden Kampflinie. Das Gift, das aus den sicheren Plätzen, aus jenen wohlgewärmten Stuben des Hinterlandes unablässig dem wehrhaften Riesen eingetränkelt wurde, begann zu wirken. Die Giftmischer in den Redaktionen, in den geheimen Konventikeln der Sozialdemokraten waren Meister ihres Werkes: Juda hatte sie alles gelehrt, was nötig war, um den Siegeswillen der Mittelmächte zu brechen. Da saßen sie in Kriegszentralen und sorgten für sich, während Millionen in Elend und Hunger verkommen, in endlosen Schlangen um ein kleines Stückchen elenden Maisbrotes stundenlang, nächtelang in der Kälte frierend vor den geschlossenen Läden standen. Da saßen sie in den Ministerien und Ämtern, hübsch weit vom Schuß und man ahnte nicht, wie sie heimlich an dem Faden spannen, aus dem dem Lebenswillen eines Volkes der Strik gedreht werden sollte, wie Julius Deutsch das in seinem „Memoirenwerke“ in unglaublich schamloser Offenheit einbekennt. So arbeiteten sie zielsicher darauflos, daß nach den für ihresgleichen fetten-Jahren des Kriegswuchers und der Lebensmittelschiebung, die noch fetteren Jahre der Revolutions- und Inflationszeit kommen sollten.

Und diese Zeit kam und mit ihr das namenlose Elend der Jahre nach dem Krieg. Der Millionentanz irrsinnig gewordenen Ziffern auf Banknoten, deren Unwert sich hinter der Vielstelligkeit der aufgedruckten Zahlen verbarg. Der unheimliche Moloch Inflation fraß auf, was der Kriegswucher noch übrig gelassen hatte.

Im Gefolge dieses furchtbaren Zusammenbruches ergossen sich die Schmutzfluten moralischer Inflation über unser armes Land, denen die leidgeprüfte, entkräftete, seelisch zermürbte Heimat kaum Widerstand entgegenzusetzen vermochte.

Denken wir an diese Zeit, dann starrt uns als ihr Symbol die greuliche, von geiler Eier verzerrte Judenfrage entgegen, deren höhnisches Grinsen den Triumph des Niedrigen, Materielle spiegelt: den Triumph Judas über arische Ehrlichkeit, Rechtlichkeit, über Sitte und Gesetz, über die deutsche Seele.

Ja, denken wir an diese Zeit und suchen wir hier zu erkennen, woran wir heute noch leiden. Und wenn „Der Stürmer“ in dieser und der nächsten Folge das Antlitz Judas im Weltkrieg zeigt und dann im Anschluß die ersten Jahre der Republik und Judas Einfluß bis zur heutigen Lage schildern wird, dann tut er dies, um aufzuzeigen, wie alles gekommen ist, wie dieser Einfluß wirkt und uns umstrickt. „Der Stürmer“ will aber mehr!

Er will euch, deutsche, arische Menschen aufrütteln aus eurer dumpfen Selbstversponnenheit: den Feind sollt ihr erkennen, den einzigen Feind unseres Volkes, der auch heute wieder Haß und Zwietracht säet, damit unsere Uneinigkeit Judas Samen aufgehen läßt und Judas Unkraut den Acker der deutschen Seele überwuchert.

Und das wollen und müssen und werden wir verhindern!

Selva.

## Der Dolchstoß gegen die verbündeten Heere.

Im Oktober 1918, gerade vor 15 Jahren, war es, als Italien infolge seiner ununterbrochenen Niederlagen unmittelbar vor der Revolution stand und durch das Ausschneiden des drittstärksten Gegners der Weltkrieg zu unserem Gunsten hätte ausgehen müssen. Den geheimen Mächten, die unseren Sieg um alles verhindern wollten, waren diese Tatsachen bekannt und so verdoppelten sie die seit Monaten im Gange befindlichen Anstrengungen, das deutsche Heer und die österreichisch-ungarische Armee durch Zerfetzungsgeist vom Hinterlande her in seiner Widerstandskraft zu schwächen.

Diese Arbeit besorgten deutsche, österreichische und ungarische Staatsbürger jüdischer Nationalität mit Hilfe der von ihnen geführten Sozialdemokratie. Was dem übermächtigen Feinde in langjährigem Ringen versagt war, gelang diesen vaterlandslosen Gesellen, die aus dem sicheren Hinterlande die Soldaten zur Fahnenflucht, zum Verrat militärischer Geheimnisse, zu Sabotage, Verzögerung und Gehorsamsverweigerung verhetzten.

So konnte dann, als das deutsche Heer den Kampf aufgab, der englische Oberkommandierende in Flandern sagen:

„Das deutsche Heer wäre nicht besiegt worden, wenn es nicht von rückwärts erdolcht worden wäre!“

Die jüdisch-rote Internationale hatte gestiegt, der Zusammenbruch war ein Werk der jüdisch-sozialdemokratischen Führer.

Mit welchen Mitteln diese ehrlosen Mitbürger arbeiteten, dafür einige Beweise:

In ungezählten Mengen wurden nicht etwa vom Feinde, sondern aus dem Hinterlande folgende Flugzettel mit jüdischer Niederbruchspropaganda unter die Fronttruppen verteilt. So hieß es in einem:

„Soldaten, glaubt Ihr noch immer an die elenden ausgestunkenen Lügen? Haben doch im Ausschuß des österreichischen Reichsrates die durchaus auf dem Boden der Landesverteidigung stehenden Sozialdemokraten festgestellt, daß die letzten Reden Lloyd Georges und Wilsons eine durchaus ge-

eignete Unterlage für den Frieden bieten. Ihr wißt doch, daß Eure Ehefrauen den Brutalitäten jedes Schutzmannes preisgegeben sind! Ihr wißt doch, daß Eure Kinder um fünf Uhr morgens mit Peitschenhieben aus dem Bett geholt werden! Wollt Ihr weiterkämpfen, um selbst geschlachtet zu werden, um Frauen und Kinder der Versklavung preiszugeben? Bei Euch steht es, dem entsetzlichen Weltgemel ein rasches Ende zu bereiten.“

In einem anderen Aufruf heißt es:

„Macht den Krieg nicht mit! Schießt nicht auf Befehl Eurer Vorgesetzten! Arbeitet nicht in den Militärfabriken, verfertigt keine Munition mehr, verweigert den Zivildienst, macht Streik im Felde und im Lande.“

Das folgende „Gedicht“ wurde in Unmengen an der deutschen Front verbreitet:

### Deutsche Kaiserhymne.

Dir wurde auf Erden das Höchste vertraut,  
Was die ewigen Götter verschenken,  
Das tüchtigste Volk, das die Erde bebaut,  
Als erhabener Herrscher zu lenken.

Du gabst uns dagegen dein kaiserlich Wort,  
Stets heilig den Frieden zu wahren!  
Wie Kinder vertrauten wir dir als Hort,  
Der uns schützt vor Not und Gefahren.

Du bist der allererbärmlichste Lump,  
Ein Hafunke von Gottes Gnaden!  
Du hast uns für einen Millionenpump  
An deinen Freund Krupp verraten.

Nun endlich gelang dir's, den Weltenbrand  
Um ein Nichts vom Zaune zu brechen,  
Um deinen Kumpanen Franz Ferdinand  
An ein paar Serben zu rächen!

Was wir schufen und sparten, das hast du zerstört,  
Uns der Freiheit beraubt und des Rechtes,  
Du hast uns vor allen Nationen enteehrt,  
Als Schandfleck des Menschengeschlechtes!

Ganz klar kommt der beabsichtigte Dolchstoß in folgenden Versen zum Ausdruck:

#### An England.

Wollt ihr uns von außen zwingen?  
Nur von innen kann's gelingen,  
Eine Welt mag uns bekriegen —  
Wir nur können uns besiegen,  
Dieser Sieg, das wird uns trösten,  
Ist der Sieg der Stärksten, Größten!

Ein wahrhaft schauerliches Zugeständnis blutbefleckten Volksverrates ist das des jüdischen Soldatenrates Vater in Magdeburg:

„Wir haben unsere Leute, die an die Front gingen, zur Fahnenflucht veranlaßt. Die Fahnenflüchtigen haben wir organisiert, mit falschen Papieren ausgestattet, mit Geld und unterschriftslosen Flugblättern versehen. Wir haben diese Leute nach allen Himmelsrichtungen, hauptsächlich wieder an die Front, geschickt, damit sie die Frontsoldaten bearbeiten und die Front zermürben sollten. Und so hat sich der Verfall allmählich, aber sicher vollzogen“.

Bald nach dem Umsturze war es der eigentliche Führer unserer Sozialdemokraten, der Jude Dr. Otto Bauer, der als Minister des Aeußeren die jüdischen Bluthunde Bela Kun, Tibor Szamuely und Genossen offiziell als liebe Freunde begrüßte und sagte: „In der Zeit, in der Oesterreich und Deutschland im Kriege gegen die Entente standen, war es die Pflicht der Sozialdemokraten, Ententisten zu sein und Illusionen gegenüber der Entente zu erwecken“. Kann man offener den bewußten Vaterlandsverrat aussprechen?

Judas Ischariot war es, der im entscheidenden Augenblicke unserer Fronten den Dolchstoß versetzte.

Ein Trost nur bleibt uns: Juda kann zwar kreuzigen, aber es kann die Auferstehung nicht hindern!

TAGESPOST (Graz)

Nr.:

TAG: 1. 11. 1933

# Das Marne-Drama

Von Generaloberst von Einem.

Der 80jährige Generaloberst von Einem, der langjährige Kriegsminister unter Wilhelm II. und Heerführer im Weltkrieg, bietet in seinen soeben bei R. F. Koehler in Leipzig erschienenen „Erinnerungen eines Soldaten“ aus genauester Kenntnis des deutschen Heeres in Krieg und Frieden einen bedeutenden Beitrag zur Geschichte des letzten halben Jahrhunderts. Im folgenden Abschnitt nimmt der Feldherr zu der Schicksalsstunde des Weltkrieges, der Marne-Schlacht, Stellung:

Die Literatur über die Marne-Schlacht ist so umfangreich geworden, daß ich es mir versagen kann, mich in Einzelheiten ihres operativen Laufes zu verlieren. Wenn ich mich im Rahmen meines Buches überhaupt zu diesem Thema äußere, so geschieht es nur, weil man die Schuld an ihrem Fehlschlag vielfach — und besonders in Laienkreisen — unserer angeblich ungenügenden Rüstung, das heißt also dem Kriegsministerium, zur Last legt. Dieser Vorwurf ist falsch; ich kann ihn als früherer Minister um so eher zurückweisen, als er nicht einmal gegen mich selber, sondern nach Lage der Dinge nur gegen meine beiden Nachfolger gerichtet ist. Dabei darf ich meine Kompetenz zur Beurteilung der ganzen Frage daraus herleiten, daß ich zunächst einmal die gesamte Materie aus meiner Tätigkeit im Generalstab und Kriegsministerium besonders gründlich gekannt habe, und daß ich zum anderen auch unmittelbar am kritischen Punkt stand, als uns an der Marne das Verhängnis ereilte. Denn da mein VII. Armeekorps auf dem rechten Flügel der II. Armee kocht, so kaffte unmittelbar neben meiner 13. Division die bekannte Lücke, als die rechts von uns befindliche I. Armee zur Abwehr eigener Umfassungsgefahr ihre beiden linken Flügelkorps auf den rechten Flügel hemmwarf.

An diesem Punkt bzw. beim „Loch“ pflegt die Kritik nun einzuhaften, soweit sie gegen das Kriegsministerium gerichtet ist. Hätten wir damals, so erklärt man, die fehlenden drei Armeekorps gehabt, die der Generalstab in den Wehrvorlagen von 1912/13 vergeblich gefordert hat, so wäre das „Loch an der Marne“ überhaupt nicht entstanden bzw. es wäre doch ein Leichtes gewesen, es mit Hilfe dieses Korps wieder abzuriegeln.

Das klingt ja nun soweit ganz schön und verständlich. Aber leider ist es nur blasse Theorie, und zwar eine Theorie, die von falschen Voraussetzungen ausgeht und daher auch zu völlig falschen Ergebnissen führt. Ganz abgesehen davon, daß sich in der kurzen Zeit von etwa 1912 bis 1914 drei weitere Armeekorps nur äußerst behelfsmäßig und keinesfalls mit der bei uns üblichen organisatorischen Vollkommenheit hätte aufstellen lassen — ganz abgesehen davon fußt die Kritik auch auf der durchaus irrigen Annahme, die Marne-Schlacht sei infolge unserer mangelnden Stärke verloren gegangen. Nichts ist verkehrter als diese Unterstellung! Die deutsche Armee war für die erstrebte große Vernichtungsschlacht in Nordfrankreich absolut oder sogar mehr als stark genug — sofern nur die vorhandenen Kräfte dort zur Entscheidung eingesetzt wurden, wo dies der grundlegende Schlieffen-Plan vorsah! Es fielen für die Marne-Schlacht aus bzw. standen noch verfügbar die

beiden Armeekorps, die unbegreiflicherweise dem rechten Stoßflügel entnommen und nach dem Osten gefahren wurden, obwohl sie von dort nicht einmal angefordert waren und für die Lannenbergsschlacht viel zu spät kamen (Garde-Reservekorps und XI. Armeekorps). Es war weiterhin noch vorhanden das in Schleswig-Holstein belassene IX. Reservekorps, das dort völlig überflüssig erschien, weil es gegenüber einer etwaigen Landung der Engländer ohnehin zu schwach war. Vor allem aber war schließlich noch ein großer Teil der VI. Armee verfügbar, die man in einer aussichtslosen Offensive gegen die Festungslinie Soul-Epinal anrennen ließ, statt ihre starken Kräfte der entscheidungsuchenden Operation des rechten Flügels nutzbar zu machen. Es handelt sich also, sehr gering gerechnet, um mindestens fünf bis sechs Armeekorps, um welche die deutsche Armee an der Marne hätte stärker sein können, wenn man den Schlieffen-Plan, auf dem doch der ganze Feldzug beruhte, konsequent und mit der von seinem Schöpfer geforderten Massierung des rechten Flügels durchgeführt hätte.

Die Schuld liegt demnach nicht an einem Mangel verfügbarer Kräfte, für die das Kriegsministerium verantwortlich zu machen wäre, sondern sie ist allein in der Verjettelung dieser Kräfte durch die oberste Führung zu suchen. Sie liegt darin, daß Moltke mit einem Feldzugsplan operierte, dessen großartige, um nicht zu sagen geniale Einfachheit er überhaupt nicht verstanden hatte. Man kann sich im Grunde genommen nichts Unkomplizierteres denken, als diesen Schlieffen-Plan, der die starke Festung Metz als Zentrum nahm, dann unter Benützung des Bogenschießes zwischen Metz und Straßburg nur einen schwachen linken Flügel spannte und nun dafür nördlich von Metz, mit der Festung als Drehpunkt, aus fast der gesamten deutschen Armee einen rechten Stoßflügel bildete, stark genug, jeden Widerstand über den Haufen zu rennen. Aber gerade für diese Einfachheit des Entwurfs besaß Moltke kein Verständnis — er hatte nicht begriffen, daß alles wahrhaft Große und Geniale in seinem Kern fast ausnahmslos einfach und unkompliziert ist. So verstärkte er denn unter gleichzeitiger Schwächung des rechten Flügels den in Elsaß-Lothringen aufmarschierenden linken Flügel, dem er damit die Möglichkeit eigenen offensiven Vorgehens gab, so sucht er statt des einen Schlieffenschen Kriegstheaters zu gleicher Zeit auf verschiedenen Bühnen zu spielen, und so verstieß er gegen eines der Grundgesetze aller Strategie: daß der Versuch, an allen Fronten stark zu sein, naturnotwendig zu der Gefahr führt, am entscheidenden Punkt schwach zu werden.

Neben diesem grundlegenden Fehler der Verwässerung des Schlieffen-Planes war es dann eine weitere Unterlassungssünde, daß Moltke die verschiedenen Armeen nicht fest in der Hand behielt, sondern mit seinen Direktiven häufig genug hinter den einzelnen Heerführern herhinkte. Wie er der VI. Armee für ihre aussichtslose Offensive in Lothringen einen viel zu weiten Spielraum gab, so hätte auch manche Kampfhandlung beim Vormarsch des rechten Flügels zu noch weitreichenden

Wirkungen geführt, wenn hier die Oberste Führung ein strafferes Zusammenarbeiten der beteiligten Armeen gesichert hätte. Ebenso war es ein Fehler, daß sie der Sturmenergie der Truppe und ihrem Vorwärtsdrang viel zu sehr freie Hand gab und beides sich oft bis ins Sinnlose auswirken ließ, statt die Vorbewegung der gewaltigen Heeresmäulen nach einheitlichem, festem Plan zu regeln.

Aber trotz aller dieser Fehler, die sich zum Teil nur aus der kränklichen Natur des Generalobersten v. Moltke erklären lassen, brauchte die Marne-Schlacht immer noch nicht verloren zu werden. Denn einen Ausgleich für die Mängel der Obersten Führung schuf die unvergleichliche Haltung und Leistung der Truppe, die uns auch über die an der Marne bzw. am Durq entstandenen kritischen Stunden hinweggeholfen hätte. Es bedurfte zur Überwindung der Krisis nur des Vertrauens in diese Truppe und einer gewissen Kühnheit des Entschlusses, die Moltke leider nicht aufbrachte. Im Augenblick der höchsten Spannung, wo man einmal in der Hoffnung auf den Beistand der Vorsehung und des Schlachtenglückes kühn zu sein hatte, verlagten seine Nerven. Es

kam zu einem furchtlosen Entschluß, der uns den vollständigen Endsieg über die Franzosen gekostet hat. Friedrich der Große würde von einem „timiden“ Entschluß der deutschen Heeresleitung gesprochen haben. In der Tat war es nichts anderes, die Tragik wird dadurch nicht gemildert, sondern nur vergrößert.

Man hat den Oberstleutnant Gentsch, der kraft der ihm erteilten Vollmacht den verhängnisvollen Rückzugsbefehl aussprach, zum Sündenbock gestempelt und ihn mit der Verantwortung für das Marne-Unglück belastet. Ich kann mich diesem Vorwurf nicht anschließen. Es ist militärisch und menschlich zweifellos verständlich, daß Gentsch in der kritischen Lage, die er antrat, einen Entschluß faßte, der nur von der Vorsicht, aber nicht vom Wagemut diktiert wurde. Etwas anderes vermochte er in seiner Stellung auch schwerlich zu tun; denn die ungeheure Verantwortung, die sich in der gegebenen Situation mit einem kühn beherrzten Entschluß verbunden hätte, konnte nur von der Obersten Führung, also von Moltke selber, übernommen werden. Dieser aber saß in Luxemburg viel zu weit hinter der Front, um einen Einblick in die wirklichen Verhältnisse zu haben und in dem Durcheinander der Vorstellungen und Gegenstellungen entscheiden zu können.

Als dann Moltke endlich vorn bei uns eintraf, war der Rückzug bereits im Gang, der von der Truppe nicht verstanden und nur mit innerstem Widerstreben ausgeführt wurde. Es kam stellenweise sogar zu einer Art Depression, die aber in den Kämpfen gegen den jetzt fester und energischer gewordenen Gegner bald wieder verschwand und einer gesteigerten Heldenhaftigkeit Platz machte.

Während dieser Rückzugsbewegung hatte ich in Reims einen erregten Zusammenstoß mit dem Generalobersten von Moltke. Ich traf einen vollkommen zusammengebrochenen, zerstörten Mann, der mir mit den Worten entgegnet: „Um Gottes Willen, wie hat das nur geschehen können.“

Ungeachtet seines leidenden Zustandes ging mein Temperament mit mir durch, und ich erwiderte ihm: „Das sollten Sie selber doch eigentlich am besten wissen! Wie konnten Sie nur in Luxemburg bleiben und sich die Führung so vollkommen entgleiten lassen!“

„Aber, bester Einem, ich konnte während des Vormarsches doch nicht mit dem Kaiser durch das halbe Frankreich ziehen!“

„Warum denn nicht?“ war meine schroffe Antwort: „Der Kaiser würde doch sicher nichts dagegen einzuwenden gehabt haben! Und wenn Ihr großer Oheim es mit seiner Verantwortung vereinbaren zu können glaubte, seinen König unmittelbar auf die Schlachtfelder von Königgrätz und Sedan zu führen, so konnten Sie zum mindesten mit dem

Kaiser so dicht hinter der Front bleiben, daß Sie die Zügel in der Hand behielten!“

Mir hat meine Heftigkeit dem schwerkranken Mann gegenüber, der bald darauf starb, später leid getan; doch war sie aus den Verhältnissen heraus verständlich. Es war in der Tat nur das vollkommene Versagen der Obersten Heeresleitung, das uns statt des sicheren Sieges die Niederlage an der Marne gebracht hat.

Vielleicht oder sogar wahrscheinlich wäre der Ausgang trotz aller vorhergegangenen Fehler wesentlich anders gewesen, wenn der eine Mann

TAGESPOST (Graz)

Nr.:

TAG: 1914

zur Stelle gewesen wäre, der auch die Lage an der Marne zu meistern gewußt hätte: Ludendorff! Es unterliegt für mich gar keinem Zweifel, daß General Ludendorff hier im kritischen Augenblick die Situation ebenso an sich gerissen hätte, wie er es zu Beginn des Krieges bei Tütlich getan hat, und daß es dann niemals zu einem Rückzugsbefehl gekommen wäre. Ludendorff hat die Kühnheit des Entschlusses und das Vertrauen auf das Schlachtenglück aufgebracht, deren es damals — ähnlich wie bei Tannenberg — bedurfte. Aber Moltke hatte diesen seinen wichtigsten Helfer, den er aus jahrelanger Zusammenarbeit kannte, und der sich wie kein anderer auf den Schlieffen-Plan verstand, nur zum Oberquartiermeister der II. Armee gemacht, statt ihn bei Ausbruch des Krieges sofort ins Große Hauptquartier zu nehmen und ihn zu seinem nächsten Gehilfen zu machen. Auch darin liegt eine Tragik, die durch den Sieg bei Tannenberg — alles in allem genommen — nicht gemildert wird.



Hätten wir in der letzten Folge Gelegenheit, eine Blütenlese aus den Spalten der „Arbeiter-Zeitung“ der Jahre 1914 und 1915 zu bringen, die klar und eindeutig zeigten, wie die Redaktionsjuden ihren Kaffan nach dem Winde zu hängen wissen und heute loben und pressen, was sie morgen schon in den Kot zerren, so bringen wir heute eine Gegenüberstellung aus dem Deutschen Reich.

Während die Front verzweifelt rang, schürten und heizten die Juden vom „Vorwärts“ und besorgten ihren Volksverrat ganz öffentlich. Heute, nach 15 Jahren, erkennt man erst die ganze Größe des Verbrechens, das damals am deutschen Volk begangen wurde.

Wir entnehmen die folgende Zusammenstellung der „Braunschweiger Landes-Zeitung“.

„Was hier im Folgenden niedergeschrieben und zusammengestellt ist, das ist nicht das Ergebnis von Forschungen und Meinungen, es sind die amtlichen Berichte und authentischen Dokumente von damals. Sie sprechen, damals wie heute, eine klare Sprache, daß man es nicht nötig hat, etwas hinzuzusehen, daran zu drehen und zu deuteln.“

Das Rad der Geschichte läßt sich nicht zurückdrehen: Vergangene Schuld bleibt Schuld! Aber sie ist ablösbar, kann gestilgt werden von jedem von uns, der es versteht, aus diesen dunkelsten Tagen unserer Geschichte zu lernen und den Blick zu erheben auf ein besseres Morgen!

Am 3. Oktober 1918 fiel die „Entscheidung“ in der Heimat: Prinz Max von Baden wurde Reichskanzler, Sozialdemokraten zogen in die Regierung ein! Am 4. Oktober wurde in Deutschland Wilsons, des „ehrlichen Maklers“, neue Rede vom 27. September bekannt, in der er nochmals seine „Vierzehn Punkte“ pries. Am 5. Oktober fand die Sitzung des Reichstages statt, in der sich die neuen Leute vorstellten und Wilson um die Einleitung von Friedensverhandlungen baten.

### Drei Meldungen vom gleichen Tag.

**Großes Hauptquartier, 5. Oktober.** (Amtlich.) „In Flandern wurden erneute Angriffe des Feindes gegen Hooglede und Roeselare abgewiesen. Der in Beauraivoir eindringende Feind wurde im Gegenstoß wieder geworfen. Franzosen und Italiener griffen erneut in Teilschlößen und im einheitlich geführten Angriff un'ere Stellungen auf dem Rücken und an den Hängen des Chemin des Dames zwischen Ailette und Misse an. Schleswig-holsteinische und württembergische Regimenter brachten die Angriffe zum Scheitern. Der Kräfteeinsatz des Amerikaners bei seinen Angriffen an Panzerwagen, Infanterie und Artillerie war außerordentlich stark, seine Verluste außergewöhnlich hoch.“

**Der erste Generalquartiermeister.**  
Ludendorff.“

Doch der neue Reichstag glaubte nicht an die Front — sondern an Wilson:

**Berlin, 5. Oktober.** (Amtlich.) Die durch Vermittlung der Schweizer Regierung an den Präsidenten Wilson übermittelte Note hat folgenden Wortlaut: Die deutsche Regierung ersucht den Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, die Herstellung des Friedens in die Hand zu nehmen, alle kriegsführenden Staaten von diesem Eruchen in Kenntnis zu setzen und sie zur Entsendung von Bevollmächtigten zwecks Aufnahme der Verhandlungen einzuladen. Sie nimmt das von dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika in der Kongressbotschaft vom 8. Januar 1918 und seinen späteren Kundgebungen, namentlich der Rede vom 27. September, aufgestellte Programm als Grundlage für die Friedensverhandlungen. Um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, ersucht die deutsche Regierung, den sofortigen Abschluß eines allgemeinen Waffenstillstandes zu Lande, zu Wasser und in der Luft herbeizuführen.

**Mag. Prinz von Baden.**

An diesem gleichen 5. Oktober, an dem die Heimat um Frieden bat, an dem noch der amtliche Abendbericht vom „weiteren vergeblichen Ansturm der Amerikaner“ meldete, fand in Berlin die... Premiere der „Tanzenden Nymphen“ statt, und am nächsten Morgen, dem 6. Oktober, konnte man in einer großen Berliner Zeitung lesen:

„Das Publikum, das gestern von der Bühne am Schiffbauerdamm die drei, zwar nicht durchaus kurzweiligen, aber doch im ganzen recht geschickt und theaterkundig aufgemachten Akte des neuen Saison-Schlagers von Rudolf Schänzer und Ernst Welisch beklatschte, ließ sich in seiner Lustspiel-Premierenstimmung von den Nachrichten, die aus dem nahen Reichstagsgebäude herüberkamen, nicht im geringsten beeinträchtigen. Man war gekommen, um sich zu amüsieren, und man amüsierte sich...“

Zur selben Stunde schwärmte der „Vorwärts“: „...Wenn der Erfolg das Werk krönt, und wenn sich das deutsche Volk alsbald als Mitglied eines freien Völkerbundes im Frieden wiederfindet, dann kann die Sozialdemokratie auf ihr Werk mit Stolz zurückblicken.“

Und Helmuth von Gerlach schreibt in der „Welt am Montag“ vom 7. Oktober: „...Territorialfragen sind elende Kleinigkeiten. Auf den Völkerbund, auf die Menschheitsverschönerung allein kommt es an.“

**Was der „Vorwärts“ als „Idealzustand“ erklärt.**

**Großes Hauptquartier, 7. Oktober.** (Amtlich.)

„Zwischen den Argonnen und der Maas setzte der Amerikaner seine heftigen Angriffe fort. Das Infanterie-Regiment Generalfeldmarschall von Hindenburg Nr. 147, das schon westlich der Maas in erfolgreicher Abwehr und im Angriff entscheidend dazu beitrug, den Durchbruch des Feindes zu verhindern, schlug auf den Höhen östlich der Aire den Feind zurück. Die seit Tagen im Kampf stehenden elsass-lothringischen und westfälischen Regimenter brachten den mehrfachen Ansturm des Feindes völlig zum Scheitern. Der Amerikaner erlitt wiederum schwerste Verluste.“

Der „Vorwärts“, Berlin, vom 7. Oktober: „Kriege hat man bisher um Land geführt. Aber im Idealzustand einer gesicherten Staatengemeinschaft könnte man sich wohl den Fall denken, daß ein Staat einen Gebietsteil an einen anderen abgeben möchte, dieser jedoch ihn gar nicht annehmen will. Ein solcher Idealzustand fordert Verzicht auf machtpolitisches Denken auf allen Seiten.“

**Die „große Gelegenheit“.**

Am 8. Oktober wurde die Antwort Wilsons auf die deutsche Friedensnote veröffentlicht, in der die bedingungslose Räumung des besetzten Gebietes vor einem Waffenstillstand gefordert wurde. Am gleichen Oktober steht im „Vorwärts“ zu lesen: „Für die sozialistischen Parteien der im Ententebund gegen uns kriegsführenden Länder ist jetzt die große Ge-

legenheit gekommen, die Größe und Macht ihres Friedenswillens zu erweisen und in eine welthistorische Entscheidung umzusetzen...“

Am 16. Oktober brachten die Blätter die neue Antwortnote Wilsons, in der die Einstellung des unbeschränkten U-Boot-Krieges gefordert wird und den deutschen Armeen „mutwillige Zerstörungen bei ihrem jeglichen Rückzuge aus Flandern“ vorgeworfen werden, jene Note, die bereits von „Vernichtung jeder Willkür und Macht“ schreibt, „die für sich allein und heimlich den Frieden der Welt stören kann“.

Die Heeresberichte dieser Tage aber melden: „Neuer feindlicher Angriff in Flandern. Harte Kämpfe in Flandern, Fortdauer des englischen Angriffs in Flandern. Vergeblicher Durchbruchversuch an der Dije. Neue Durchbruchversuche bei Le Cateau mißlungen.“

Und in der Heimat schreibt der „Vorwärts“: „Die zum Teil überaus weitgehenden Forderungen (Wilson-Note) der anscheinend inspirierten (!) englischen und französischen Presse machen den dringenden Rat notwendig, den Bogen nicht zu überspannen. Das deutsche Volk ist heute friedensgeneigt wie noch nie, es arbeitet an seiner demokratischen Erneuerung und ist bereit, dem Gedanken eines durch den Völkerbund gesicherten Friedens große Opfer zu bringen.“

Zum Waffenstillstands-Angebot: „Nur um unser Land und sein Wirtschaftsleben vor dem Zusammenbruch (!!) zu bewahren, haben Vertreter unserer Partei das Opfer auf sich genommen und sind in die Regierung eingetreten. Sie haben in dieser furchtbaren Situation ihr verantwortungsvolles Amt angetreten mit dem heißen Bestreben, unserem Volke Frieden und Freiheit zu bringen. Die Regierung, der Sozialdemokraten angehören, muß eine Regierung des Friedens und der demokratischen Ausgestaltung un'eres Landes sein. Nur solange sie es ist, werden ihr Sozialdemokraten angehören.“

Als „Kronzeuge“ für Greuelmeldungen über angebliche deutsche Rückzugsstörungen schreibt dieses „deutsche“ Blatt weiter: „Entscheiden kann nur die unparteiische Untersuchung. Würde diese ergeben, daß die Anklagen berechtigt sind, so wäre die Forderung nach Wiedergutmachung und Bestrafung der Schuldigen gerechtfertigt. Die französischen Behauptungen über die angeblichen deutschen Rückzugsgruel haben sich als gefährliches Friedenshindernis erwiesen. Diese zu beseitigen, wäre eine dankenswerte Aufgabe für neutrale Vermittler.“

**Während die Front blutet.**

**Großes Hauptquartier, 18. Oktober.** (Amtlich.) Englische Kompanien, die nördlich von Kortryt über die Lys vordrangen, wurden im Gegenangriff zurückgeworfen. Engländer, Franzosen und Amerikaner versuchten wiederum unter Einsatz gewaltiger Kampfmittel unsere Front zu durchbrechen. Beiderseits von Le Cateau sind Angriffe des Feindes vor unseren Linien gescheitert. Erneute Durchbruchversuche gescheitert. Heftige feindliche Angriffe abgewiesen.

Und am 22. Oktober: „Der Feind wurde überall verlustreich abgewiesen. Bizewachmeister Müller der 9. Batterie Feldartillerie-Regiment 221 vernichtete hierbei sechs Panzerwagen des Gegners.“

**...öffnet die Heimat die Gefängnisse!**

„Tägliche Rundschau“, 18. Oktober. „Der sozialdemokratische Schriftsteller Kurt Eisner, der im Januar in München als Streikagitator aufgetreten und deswegen verhaftet worden war, ist aus der Haft entlassen worden. Er ist als Reichstagskandidat aufgestellt worden. Der Reichstagsabgeordnete Wilhelm

Dittmann (USPD), der gelegentlich der Streikunruhen in Berlin-Moabit seinerzeit zu einer Festungsstrafe von fünf Jahren verurteilt war, wurde jetzt begnadigt.“

„Tägliche Rundschau“, 22. Oktober: „Wie wir hören, besteht es sich, daß sich unter den vom letzten Gnadenakt betroffenen Personen auch Karl Liebknecht befindet.“

**Großes Hauptquartier, 20. Oktober.** (Amtlich.) Lebhaftere Vorkämpfe. Starke feindliche Angriffe. Zum Angriff vordringender Feind wurde im Feuer und im Nahkampf abgewiesen. Zwischen Oligny und Grand Pre wiesen... Regimenter und Jägerbataillone erneute Angriffe des Gegners von ihren Linien ab. Heftige Kämpfe. Auf breiter Front starke Angriffe des Feindes gescheitert. Erfolgreiche Teilkämpfe.“

Am gleichen 20. Oktober 1918 schrieb der „Vorwärts“: „Deutschland soll, das ist unser fester Wille, seine Kriegslage für immer streichen, ohne sie das letzte Mal siegreich heimgebracht zu haben!“

Nr.:

TAG:

### An der Front.

Berlin, 23. Oktober, abends. (Amtlich.) „Teilkämpfe in Flandern. Heftige Kämpfe. Angriffe der Franzosen, sehr heftige Angriffe der Amerikaner gescheitert. Erneute schwerste Angriffe der Engländer gescheitert; sie blieben auf örtlichen Geländegewinn beschränkt.“

„Vorwärts“, 27. Oktober: „Was gekommen ist, mußte kommen, auch wenn Deutschland gesiegt hätte. Denn die deutsche

Sozialdemokratie war entschlossen, den Sieg Deutschlands nicht zu einem Sieg des alten Systems werden zu lassen, jeder sozialdemokratische Arbeiter hätte dann mit seinem Leben dafür einstehen müssen, daß solcher Mißbrauch unmöglich wurde. Die ungünstige Wendung des Krieges hat uns wenigstens die schwersten Kämpfe erspart.“

### Wenn „Pazifisten“ träumen.

Der amtliche Tagesbericht vom 1. November meldet: „Mit frischen Kräften setzte der Feind seine starken Angriffe nordwestlich von Herpy fort. Sie sind wiederum unter schwersten Verlusten für den Feind gescheitert. Das Garde-Kürassier-Regiment und die Husaren-Regimenter Nr. 8 und 11 haben sich in den letzten Tagen wiederum besonders bewährt.“

Und der Abendbericht vom 1. November meldet: „Gewaltiges Ringen an der Aisne-Front und zwischen Argonnen und Maas. Die Angriffe der Franzosen sind bis auf örtliche Einbruchsstellen gescheitert. Die Angriffe der Amerikaner wurden aufgefangen.“

Zur gleichen Stunde hielten in Frankfurt am Main pazifistische Vereinigungen eine Versammlung ab, über die die „Frankfurter Zeitung“ folgendermaßen berichtet: „Der bekannte Publizist, Professor Dr. Ludwig Quidde, sprach gestern im überfüllten Börsensaal über den kommenden Frieden und den Völkerbund. In seinen einleitenden Worten wies er darauf hin, daß er in dieser von pazifistischen Organisationen veranstalteten Versammlung nicht als Politiker, sondern als Friedensfreund sprechen wolle. Von diesem Standpunkt aus betrachtete er auch den amerikanischen Präsidenten Wilson und dessen bisheriges Verhalten im Weltkrieg.“

Ich nehme ihn, so sagte der Redner, auf Grund seiner eigenen politischen Festlegung, als Verbündeten für uns in Anspruch. Wilson hat sich so für den Frieden engagiert, bei dem wir leben können, daß er für alle Zeit als politische Persönlichkeit erledigt wäre, wollte er jetzt von den Grundsätzen, die er selbst aufgestellt hat, abweichen. Allem Anschein nach hat dieser Mann den Ehrgeiz, nicht nur den Krieg zu beenden, sondern der Organisator des neuen Zeitalters (!) nach diesem Krieg zu werden.“

Der amtliche Heeresbericht vom Montag, den 4. November, berichtet von neuen heldenhaften Kämpfen am Sonntag: „Gewaltiges Ringen zwischen Schelde und Duse. Der von den Engländern und Franzosen auf mehr als 600 Kilometer breites Front erneut erstrebte Durchbruch wurde vereitelt. Zwischen Le Quesnoy und Landecies singen Reservisten den Stoß des Feindes auf; auf der übrigen Front brachten unsere vorderen Kampftruppen seinen Ansturm zum Stehen.“

Am gleichen Sonntag fand in Nürnberg eine sozialdemokratische Volksversammlung statt, über die gemeldet wird: „Heute, Sonntag vormittag halb 11 Uhr fand auf der Insel Schütt unter freiem Himmel eine von der sozialdemokratischen Partei einberufene, von vielen Tausenden Arbeitern und Bürgern besuchte Volksversammlung statt. Eine Entschließung wurde angenommen, die von der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion und der neuen Reichsleitung die Herbeiführung der Abdankung Kaiser Wilhelms II. als eines wesentlichen Friedenshindernisses fordert und die Zurechenhaftziehung aller am Kriegsausbruch und an der langen Dauer des Krieges Schuldigen ohne Unterschied der Person auffordert. Schließlich erklärt sich die Resolution freudig einverstanden mit der Abrüstung der Heere und der Eingliederung der deutschen Nation in einen Bund der freien Völker.“

### Zwei Durchbruchversuche.

Großes Hauptquartier, 5. November. (Amtlich.) „Zwischen der Schelde und Duse haben Engländer und Franzosen ihre großen Angriffe wieder aufgenommen. Durch gewaltigen Einsatz von Artillerie und Panzerwagen suchten sie den Durchbruch auf der mehr als 60 Kilometer breiten Front zu erzwingen. In schwerem, bis in die Dunkelheit währendem Ringen gelang es unseren an Zahl weit unterlegenen Truppen, den feindlichen Angriff aufzufangen und den Durchbruch zu verhindern.“

Doch was gewaltiger Einsatz an Artillerie und Panzerwagen gegenüber unseren Frontkämpfen nicht erreichen konnte, das sollte dem „Durchbruch“ feindlicher Flugblätter gelingen! Denn am gleichen Tage las man bei Meldung: „Am 4. November abends traf von Moskau kommend der Kurier der hiesigen diplomatischen Vertretung der Sowjetregierung auf dem Bahnhof Friedrichstraße ein. Bei dem Heruntertragen des Gepäcks vom Bahnsteig wurde eine der Kisten durch Anstoß beschädigt, so daß darin befindliche Papiere auf den Boden fielen. Diese Papiere waren, wie sich herausstellte, in deutscher Sprache gedruckte Flugblätter, die die deutschen Arbeiter und Soldaten zu blutigem Umsturz aufforderten.“

Eines der Flugblätter, das von der Gruppe „Internationale“ (der Spartakus-Gruppe) unterzeichnet war, enthält einen Aufruf zum Revolutionskampf, während ein anderes Flugblatt die näheren Anweisungen für diesen Kampf gibt, zum Meuchelmord und Terror auffordert. Auf Ansuchen der Bahnbehörde wurde das gesamte Kuriergepäck in einem geschlossenen und bewachten Raum sichergestellt.“

### Waffenstillstand!

Die Montagsblätter vom 11. November brachten die entscheidliche Wahrheit, die Waffenstillstandsbedingungen im ersten Auszug. 18 Punkte führten sie auf, und schon aus ihnen konnte jeder denkende Mensch ersehen, wie dieser „Frieden“ aussehen würde! Die Waffenstillstandsbedingungen stehen erst auf der zweiten Spalte der Blätter. Die erste hatten die neuen Herren für sich reserviert, und da stehen neben diesem feindlichen Diktat folgende Worte:

„Arbeiter! Die Morgenröte der Freiheit zu feiern, die endlich auch über deutsche Lande aufgegangen ist, und um Zeugnis abzulegen, daß das Proletariat sein Schicksal in die eigene Faust genommen hat, ruht morgen, Montag, den 11. November, die Arbeit in allen Betrieben, die der Verkehrsanstalten und Lebensmittelversorgung ausgenommen. Der Tag ist da, den prophetisch der Dichter der deutschen Revolution vorausgesagt hat:

Alle Räber stehen still,  
Wenn dein starker Arm es will."

Und — ganz versteckt in einer Ecke des Blattes — steht der plötzlich so uninteressant gewordene Tagesbericht der Front:  
Berlin, den 10. November. Abends. „Von der Westfront nichts Neues.“

Am 12. November ist im „Vorwärts“ zu lesen: „Heute morgen vier Uhr wurde folgender Funkpruch ausgegeben:

Freiheits- und Friedensgruß an Alle!

Berlin und Umgegend in Händen des Arbeiter- und Soldatenrates.

A. Hoffmann, Landtagsabgeordneter."

Um 4 Uhr 10 Minuten traf folgende Antwort aus Moskau ein: „Herzlichen Glückwunsch und Dank für frohe Nachricht. Auf Wiedersehen. Moskau...“

Am Freitag, den 15. November, veröffentlichte der „Vorwärts“ den Aufruf des Volkzugsausschusses des Groß-Berliner Soldatenrates an die Völker der Entente. Er beginnt: „Die Arbeiter und Soldaten waren es, die die Militärdiktatur zerschmetterten und die Regierung beseitigten, die die Verantwortung für die Kriegspolitik Deutschlands trug. Arbeiter und Soldaten sind es, die dringend den Frieden wollen. Die anderen Völker haben von dem freiheitlichen Deutschland nichts mehr zu befürchten...“

„Die anderen Völker hatten nichts mehr von Deutschland zu befürchten.“ Das Diktat von Versailles konnte folgen! In Deutschland brach ja nun mit dem 9. November 1918 das umjubelte „Morgenrot der Freiheit“ an! Vierzehn Jahre haben wir es gespürt! Vierzehn Jahre war dieses System des Landesverrates und der Unehre an Ruher. Und erst nach vierzehn Jahren ist die Sozialdemokratie nicht mehr „stolz auf ihr Werk!“

Was diese Zeitungsmeldungen berichten, das fällt wohl eine der schauerlichsten Seiten aus Judas Schuldbuch.

## Die jüdischen Bazillisten als Kriegspatrioten.

Die internationale Freimaurerei hatte den Weltkrieg längst in allen Details vorbereitet, als die Mordtat von Sarajewo, ausgeführt von den beiden Freimaurern Gavrilo Princip und Princip, den Weltbrand entfachte.

Damit alles programmäßig verlaufe, trat die österreichische Sozialdemokratie zunächst entschieden für den Krieg ein, ebenso die deutsche.

Trompetete doch die „Arbeiter-Zeitung“ des Herrn Außerlich unseligen Angedenkens am 5. August 1914: „Diesen Tag des vierten August werden wir nicht vergessen. Wie immer die eisernen Würfel auch fallen mögen — und mit der heißesten Inbrunst unseres Herzens hoffen wir, daß sie siegreich fallen werden für die heiligste Sache des deutschen Volkes. Das Bild, das heute der Deutsche Reichstag, die Vertretung der deutschen Nation, bot, wird sich unauslöschlich einprägen in das Bewußtsein der deutschen Menschheit, wird in der Geschichte als ein Tag der stolzesten und gewaltigsten Erhebungen des deutschen Geistes verzeichnet werden. Und dem gesamten Europa, von dem sich ein so beträchtlicher Teil zu dem Vernichtungskampf wider das Deutsche Reich rüstet, wird dieser Tag zum Bewußtsein bringen, daß in dem Kampf um die staatliche Unabhängigkeit, in dem Kampf um die nationale Ehre Deutschland einzig ist und einzig bleiben wird, bis zum letzten Blutstropfen... Mann für Mann hat die deutsche Sozialdemokratie für die Anleihe gestimmt, nie hat eine Partei größer und erhabener gehandelt, als diese deutsche Sozialdemokratie, die sich des ernstesten Augenblickes würdig gezeigt hat... Die Weltgeschichte müßte ihren Lauf rückwärts nehmen, wenn den Deutschen nicht ihr Recht würde.“

Noch am 8. Mai 1917 trat die „Arbeiter-Zeitung“ für den unbeschränkten U-Bootskrieg ein: „Man kann nicht mehr zweifeln, der U-Bootskrieg stellt England vor die Gefahr, seine Verbindungen zu verlieren... Die deutsche Mauer braucht nur noch drei Monate zu halten und die Fäden, die England mit der Welt verknüpfen, sind zum Reißen dünn geworden.“

Ein österreichischer sozialdemokratischer Abgeordneter, Leufner, schrieb über den russischen Volksterrorismus: „Unser Feind ist Rußland schlechthin, nicht der russische Zarismus. An unseren Grenzen steht ein einziges, eroberrungslustiges Volk von 170 Millionen, geschult in der Schule des Dreiverbandes, befeelt vom fanatischen Hass gegen das deutsche Wesen, entschlossen, uns auszurotten und zu vernichten. Alle unsere Hoffnungen auf Versöhnung fallen dahin.“

In ihrer Eucht, patriotisch zu erscheinen, entblödeten sich die Marxisten nicht einmal, religiöse Töne anzuschlagen. Schrieb doch der Grazer „Arbeiterwille“ am 6. August 1914:

„Wer seine Hände falten kann,  
Neh' um ein gutes Schwert,  
Um einen Helden, einen Mann,  
Den Gottes Zorn bewährt.“

Heute kriegen die Leser marxistischer Zeitungen anderes Futter vorgesetzt.

12. Dez. 1913

## Limanowa-Lapanow.

(3. bis 13. Dezember 1914.)

### Von einem Mitkämpfer.

Es jährten sich jetzt wieder die Tage der Schlacht, in der die siegreichen russischen Armeen von österreichischen Truppen aufgehalten, besiegt und zurückgeschlagen wurden. Mehr als vier russische Armeen standen Ende November 1914 nördlich und bei Kratau; der Weg über die niedrigste und schmalste Stelle der Karpathen nach Ungarn schien frei. Die russische Führung setzte den Hauptschlag in die Richtung Breslau und Posen an, um das entscheidende Endziel „Berlin“ um jeden Preis zu erreichen. Eine neunzig Kilometer breite Lücke klappte zwischen dem rechten Flügel der IV. Armee bei Kratau (Erzherzog Josef Ferdinand) und dem linken Flügel der III. Armee bei Bartfa (Borowic); nur zwei schwache Kavalleriedivisionen täuschten in diesem Raum Verteidigungslinien vor.

Nun faßte Conrad in den Tagen der höchsten Not den heroischen Entschluß: den Russen mit allen noch verfügbaren Kräften zuvorzukommen, diese Lücke auszunützen ihnen von Süden kommend in die linke Flanke, respektive in den Rücken zu fallen.

Zum Führer dieser Armeegruppe wurde auf Vorschlag des Armeekommandanten der IV. Armee der Feldmarschallleutnant Josef v. Roth bestimmt. Zu dieser zählten außer seinem 14. Edelweiskorps die Wiener Landwehrdivision Nr. 13, eine preussische Reservedivision, drei Kavalleriedivisionen und die polnische Legion unter Kommando des Obersten Pilsudski (dem jetzigen Marschall); bis zum Höhepunkt der Schlacht erhöhten sich die Divisionen auf zwölf, darunter auch die bei Lapanow besonders tapfer kämpfende 88. Landesschützenbrigade unter Kommando des damaligen Generalmajors Fürsten Schönburg-Hartenstein.

Trotz ungünstigsten Meldungen aus dem Raume Neufandec, wo sich noch immer eine vierzig Kilometer lange russische Front gebildet hatte, und während eine Diözesbotschaft die andre jagte, so daß sogar die Offiziersdiener, Pferdewärter (Trainsoldaten) usw. des in Dobra stationierten Armeegruppenkommandos alarmiert werden mußten, blieb Feldmarschallleutnant Roth bei seinem einmal gefaßten Entschluß: Hauptkraft gegen Norden in die Flanke des Feindes.

Trotz stärkster feindlicher Gegenwehr ging es rasch vorwärts, in einigen Tagen hatten die Truppen bis gegen 30 Kilometer zurückgelegt, einen Stützpunkt nach dem andern nehmend, gegen vieljache Uebermacht ankämpfend.

Die Lage und die immer stärker werdende Uebermacht der Russen ergab es aber dann, daß Feldmarschallleutnant v. Roth nun den Schwerpunkt auf den linken Flügel seiner Angriffsgruppe „Lapanow“ verlegen mußte; die immer mehr anwachsende Gefahr bei Limanowa nahm er auf sich. Er mußte alles wagen, um zu gewinnen.

Durch Einsetzen aller noch anrollenden Kräfte war nun die Möglichkeit, den feindlichen Nordflügel bei Lapanow in Form einer Zange beiderseits zu umfassen. Diesem Beginnen aber setzte der Feind seine größten Anstrengungen entgegen, Reserven auf Reserven wurden in den Degenkessel „Lapanow“ von ihm herbeigeührt, und tatsächlich mußte der Armeegruppenkommandant angesichts dieser großen Uebermacht seine letzte Idee wieder aufgeben; er bestimmte nun diese

Front (Lapanow) wieder als Verteidigung, die Defensivgruppe „Limanowa“ wurde, durch drei anrollende Brigaden verstärkt, zur Offensivgruppe, ja er verschob sogar die Wiener Division, fest vertrauend auf seine „Blumentempel“, knapp hinter der Front vom linken Flügel auf den rechten, wo sie auch durch die Erstürmung der Kobilahöhe in die Kampfhandlung entscheidend eingriff.

Auf dem Höhepunkt der Schlacht, da ihm eine Armee von zwölf Divisionen, zirka 54.000 Gewehre, unterstellt war, diktierte mir Feldmarschallleutnant v. Roth am 10. Dezember den schicksalschweren Befehl: „Vorstoß der Gruppe Limanowa mit ganzer Kraft, den linken Flügel der Russen umfassend, gegen Nord aufschwügend, die Straße Neufandec erreichen! Dem Feind den Rückzug abschneiden!“

Die Nerven aufs Höchste angespannt, warteten wir auf die Meldung des Zurückweichens der Russen. Als unsere Truppen Neufandec erreichten, war das Gros des Feindes in Richtung auf Tarnow abgezogen. Der vergebliche Durchbruchversuch der Russen bei Lapanow sowie der Sieg der Armeegruppe bei Limanowa zwangen die Russen zum Rückzug.

Das verstärkte 14. Korps hatte in zehn Tagen ununterbrochener schwerer Kämpfe — im Winter — die Russen von Höhe zu Höhe zurückgeworfen, über 90 Kilometer weit zurückgedrängt, 35.000 Gefangene gemacht, Maschinengewehre und andres Kriegsmaterial erbeutet.

Der drohende Einfall der Russen war verhindert.

Am Zarenhof in St. Petersburg aber mußte der französische Botschafter Paléologue in sein Tagebuch kurz nach Beendigung der Schlacht schreiben: „Im westlichen Galizien weichen die Russen auf der ganzen Linie gegen die Weichsel zurück. Dieser Rückzug zerstört endgültig das Projekt der Offensiv über Schlesien gegen Berlin.“

Alle Kämpfer und Führer haben in diesen schweren Tagen bis zum äußersten ihre Pflicht getan; sie können das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, auch unsere engere Heimat vor einer feindlichen Invasion bewahrt zu haben.